H. lit. p.
402
i

Lit. P.
402 1/=

Wienbarg

<36622541410010

<36622541410010

Bayer. Staatsbibliothek

H. Lit. P.
402 i

Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur

von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

H.lit.g.
402 i
Wienbarg
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ludolf Wienbarg,

über

altdeutsche Sprache

und

Literatur.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Brentano, K., Ponce de Leon. Lustsp. in 5 Aufzüg. 8. 1 Thlr.

Buchner, K., Friedrich Stapß. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in 5 Gesängen. 1835. 8. 12 Gr.

Christen, F. E., Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Diana. Wahrheit und Dichtung. 8. 2 Theile. 2 Thlr. 12 Gr.

Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. Nach dem Franz. von F. Ismar. 2 Bde. gr. 8. 1829. 3 Thlr.

Gutzkow, Karl, Novellen. 2 Bde. 1834. 8. 3 Thlr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. 2 Thlr.

— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle. 8. 1832. 18 Gr.

— — Przebracki, der russische Polizeispion. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Novellen. 1., 2. und 3. Bd. 8. 1831 u. 1833. à 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr.

— — Schattirungen. 2 Bde. 8. 1836. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. 1831. 16 Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der 128. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — **Eau de mille fleurs.** Ein pariser Roman. 2 Bde. 8. 1835. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Panaché. Dreifarbige Novellettes. 8. 2 Bände. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

— — **ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Thlr. 16 Gr.**

Geschichtliche

Vorträge

über

altdeutsche Sprache

und

Literatur

von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Diese Vorträge sind einem größeren Ganzen von Vorlesungen entnommen, welche vor Studirenden einer norddeutschen Universität gehalten wurden.

Vorträge über deutsche Literatur sind gegenwärtig auf vielen Schulen eingeführt. So weit ist man doch gekommen. Man sollte aber noch einen Schritt weiter gehen und zum Studium der Sprache vordringen.

Die Unkenntniß der alten Dialekte steht den Lehrern sehr im Wege. Sie wissen nicht das interessante Material zu benutzen, welches an Reichthum alles übertrifft, dessen alte und

neue Literaturen sich rühmen können. Handbücher und Blumenlesen sind ein schlechter Ersatz für die Benutzung der Quellen und solcher Untersuchungen, welche die Bekanntschaft mit den Quellen voraussetzen.

Ist der Lehrer, wie billig, seinen Schülern vorangegangen, so reize er zur Nachfolge auf ähnliche Weise, wie hier versucht worden, das heißt, er verflechte interessante sprachgeschichtliche Bemerkungen in den Vortrag der Literaturgeschichte. Wir können nicht anders, als ihm dieselbe günstige Erfahrung wünschen, welche wir in dieser Hinsicht gemacht haben. Denn schon nach dem Ablaufe einiger Wochen wurden wir um Lesung eines mittelaltrigen Dichters ersucht, und, indem wir diese mit einem kurzen Vortrage über die grammatischen Sprachformen

jener Zeit begleiteten, durften wir uns schon gegen die Periode der Hohenstaufen ganz mit der Literatur beschäftigen; wodurch denn unser erster Plan zu beiderseitigem Vortheile abgeändert wurde.

Hätten diese Darstellungen nun auch keinen anderen Werth, als in Beziehung auf obige Idee, welche vielleicht hie und da angeregt und geleitet wird, so möchte dieses schon hinreichend seyn, um der Veröffentlichung derselben das Wort zu reden. Sind sie außerdem in allgemeinerem Grade interessant, desto besser; obgleich uns selbst daraus keine große Ehre erwächst und alles Verdienst in dieser Hinsicht einem Grimm, Dozen, Schlegel, den Herausgebern des Ulfila und Anderen gehört. Um die Wissenschaft zu bereichern, dazu gehörte ein anderes Studium,

als wir gemacht haben. Allein der Lesekreis, welcher sich um die Wissenschaft versammelt, ist bedauerlicherweise nur sehr enge, und vielleicht ist es auch ein Verdienst, ein populaires Schallrohr auf die Lippe der Gelehrsamkeit zu setzen.

Eine andere Vorbemerkung gelte unserm Manuscript. Wir zogen es vor, dasselbe in dem Zustande zu lassen, worin es uns dienlich war. Der Vortrag selbst war reicher und mit Beispielen durchflochtener. Doch sind die wichtigsten Objecte auch in der Handschrift mindestens angedeutet, und zwar meistens so, daß sie auf die Quellen zurückführen.

Einleitung.

Folgende Einleitung geben wir unsern Vorträgen:

Meine Herren! Sie wollen meine Vorlesungen über unsere National-Literatur mit Ihrer Anwesenheit beehren, unsere deutsche National-Literatur, welche seit geraumer Zeit auf dieser Akademie keinen Lehrer gefunden hat. Wohlan! Erfüllen Sie sich mit der großen Bedeutung, welche diese Stunden für uns haben. Sie sollen die Geschichte des deutschen Geistes hören, dargestellt an dem unmittelbarsten Producte des Geistes, an der Sprache und an den Schöpfungen, welche durch die Sprache realisirt werden. Diese Geschichte beginnt mit den ersten deutschen Lauten, welche uns die römischen Autoren als schauerlich klingende, barbarische über-

liefert haben, und endigt mit den Symphonieen, welche Philosophie und Dichtkunst der letztverflossenen Periode concertirend aufführten.

Sie sehen, das Gebiet ist unermeßlich. Welche Sprache des Erdbodens läßt sich durch mehr als tausend Jahre stetig verfolgen? Sie sehen aber auch, daß wir ein so unermeßliches Gebiet nicht mit kleinen Schritten durchwandern dürfen. Wir werden von Höhen zu Höhen schreiten und die Literatur im Thale massenweise überschauen. Um äußerliche schlechte Vollständigkeit ist es uns ohnehin nicht zu thun. An untergeordneten Talenten ist jede Literatur nicht arm; diese dürfen, um den Blick nicht zu verwirren, nur im Chorus auftreten. Nur die großen Geister und die großen Gedanken verdienen, daß man bei ihnen verweilt. Lassen Sie sich durch nichts, in allen Ihren Studien durch nichts von diesem Grundsatze abbringen.

Ich kenne die linguistischen Vorkenntnisse Einzelner von Ihnen nicht; im Allgemeinen darf ich

keine voraussetzen. Darnach sind unsere Schulen nicht eingerichtet. Was unsere Akademien betrifft, so lassen sie uns hoffen, daß ein gründliches Studium der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte sich einkörpere. Brechen wir die Bahn, verschaffen wir unserer Muttersprache einen Platz neben der griechischen, römischen, arabischen, hebräischen, einen Platz neben der dänischen, englischen und französischen.

Machen Sie sich keine irrigen Begriffe von der Natur meines Eifers. Ich bin kein Deutschthümler. Und Gottlob! die Zeit der unfruchtbaren, großmäuligen Deutschthümelei ist vorüber; gleichwie die romantischen Liebeleien mit dem Ritterthume und dem Pfaffenthume in ihr Nichts verflogen sind. Die Geschichte fröhnet nicht mehr dem Eigennutze und den Liebhabereien Einzelner; und auch die deutsche Literaturgeschichte wird und muß in einem andern Geiste behandelt werden, als worin Friedrich Schlegel, sonst ihr vorzüglichster Darsteller, sie behandelt hat. Wir sehen gegenwärtig das

Mittelalter mit andern Augen an, als dieser katholisirende Romantiker. Nicht als ob wir das eigenthümlich Schöne, Kunstreiche, Wundersame, Geheimnißvolle, das uns aus den Domen und Gedichten dieser Zeit anspricht, übermüthig oder philisterhaft zu verkennen geneigter wären, sondern weil wir uns gewissen verdächtigen Rührungen entzogen haben, welche man früher damit verknüpfte. Die kirchliche Mystik eines Gedichtes, wie Barlaam und Josaphat, hat, weil sie unpoetisch ist, keinen Reiz für uns. Auch nehmen wir uns heraus, die ewigen Liebesseufzer und Nachtigallentriller der Herren Minnesänger ein wenig langweilig zu finden. Ueberall, wir wollen durchaus nicht mittelalterig werden, worauf es die romantische Schule anzulegen schien, indem sie ewig ihren Kopf nach den hohen Burgen, den tapferen Rittern, nobeln Cavalieren, ehrsamen Bürgern der Vorzeit gedreht und verdreht hielt und die neuere Zeit mit ihrem einfachen Bürgerthume mißlaunisch von der Seite betrachtete. Diese Schule, meine Herren, ist so

gut als todt für uns, wenn sie auch im Einzelnen noch leben sollte. Lassen Sie uns aber, bei allem Tadel, ihre Verdienste nicht vergessen. Sie hat die Phantasie der Deutschen und ihren nationellen Sinn auferweckt. Dies ist ihr Hauptverdienst und wahrlich kein geringes. Deutschland lag in einer traurigen Lebensöde, die Philosophen gingen in der Milchstraße spazieren, die Gelehrten stolperten über die Trümmer von Rom und Athen, Niemand war in Deutschland zu Hause, die Nation beinahe verschwunden, und selbst unsere großen Dichter, die ihre Laufbahn mit ergreifenden nationalen Schöpfungen angetreten und sich an die Phantasie des Volkes gewandt hatten, zogen sich allmählig in eine abstractere, über allem Nationellen hinschwebende Kunstspähre zurück. Da schlossen uns die Romantiker das Mittelalter auf, und vor den Blicken der verkümmerten Nation öffneten sich die Schauplätze ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit in einem Zeitalter, welches man bisher als das Zeitalter der Barbarei ausgeschrieen hatte.

Haben nun die Romantiker die Größe des Fundes übertrieben und sich rücksichtslos dem Genius des Mittelalters in die Arme geworfen, so sind sie auch nicht völlig ohne Entschuldigung, da ihrer Zeit dasjenige mangelte, was den großen Geist anzieht und den beweglichen festhält, der Mittelpunct. Die heutige wünscht aber auf eigenen Füßen zu stehen, und sie ist gerade charakteristisch genug durch das Vertrauen, welches sie in ihre Kräfte zu setzen anfängt.

Mag jedoch unter den mancherlei tüchtigen und rücksichtlosen Bestrebungen dieser Zeit der poetische Geist nicht verfliegen! Mag dieser tiefe Naturgeist, der so ursprünglich im deutschen Volke waltete, niemals ausgelöscht werden und sich stets an den Flammen seines Urquelles neu entzünden! Wie mächtig glüht und sprüht diese Flamme in dem einzigen Liede der Nibelungen, dem großen Gesange der Deutschen, dem einzigen poetischen Naturwerke der neueren Völkerschaften, welches die Hand eines Menschen nur gleichsam äußerlich be-

rührte, und welches so unabhängig dasteht, wie die griechische Ilias und die Poesie selber. Auch wollen wir unser Gedicht nur in dieser Rücksicht mit dem griechischen vergleichen; andere Vergleiche, die man anstellt, sind hinkend, und am unvergleichbarsten sind diese beiden Gedichte leider in ihrer Stellung zu der Nation, welcher ein jedes angehört. Die Nibelungen sind unserer Nation unbekannter als die Sakontala und andere indische und persische Gedichte, die, so poetisch sie ihrem Grunde nach sind, weniger mit unserm Innersten harmoniren und jedenfalls zu schwächlich sind, um unserm Geiste einen heroischen Schwung zu geben. Sind nicht die Nibelungen so unbekannt unter uns, daß man sie für ein Rittergedicht hält und in die Kategorie der übrigen Feudalgedichte des dreizehnten Jahrhunderts wirft? Sprechen Sie ja dieser Meinung nicht nach! Die Nibelungen sind ein Gedicht, woran das ganze Volk gearbeitet, und daher sollten sie auch ein Volks- und Schulbuch seyn, das jedem Knaben in die Hand gegeben würde.

Ja, meine Herren, die ganze Jugend unserer Nation sollte frühzeitig in diese rauhe und erhabene Alpengegend des deutschen Geistes eingeführt werden, hier wo die Rose der Poesie an steilen Wänden blüht, wo alle Charakterzüge der Menschheit in Granit gehauen sind und der erhabene Donner des Schicksals die Erde in ihren Grundfesten erbeben macht. Solche Eindrücke gehen dem Gemüthe nicht verloren und gewähren der Jugend eine kernhafte poetische Ausstattung, woran sie ihr ganzes Leben zu zehren hat. Lassen Sie uns hoffen, daß dieses Buch in den Schulen eingeführt wird; mehr wie alles Andere wird es zur poetischen Verjüngung unseres Volkes beitragen. „Lange habt ihr,“ so rief einst ein geistreicher Mann aus, „lange habt ihr das heranwachsende Geschlecht mit süßlicher, aber markloser Nahrung kläglich verzärtelt: der Erfolg ist auch danach ausgefallen. Versucht es einmal anders. Führt die Jugend ins Freie hinaus, an den halbverwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eisen geschwängerte Quell der

Heldendichtung noch lebendig hervorsprudelt. Da laßt sie einen frischen Trunk thun. Das Eisen ist nicht nur das nützlichste aller Erze im Kriege und Frieden, es ist auch dem menschlichen Körper das angemessenste, und innerlich gebraucht, wirkt es heilsam, die erschlafften Glieder wieder neu zu stählen." Diese herrlichen Worte sprach August Wilhelm von Schlegel, welchem man freilich das „Arzt, hilf dir selber!" hätte zurufen können.

Außer Friedrich Schlegel hat — um andere Bearbeitungen zu übergehen, welchen es theils an sprachwissenschaftlicher Grundlage, theils an dichterischer Auffassung gebricht — Professor Rosenkranz in neuester Zeit die deutsche Literaturgeschichte behandelt. Er hat aber, scheint es, zu viel Hegel im Kopfe und zu wenig einfache Natur, um mit reinem Sinn die poetischen Objecte aufzufassen. Das vorzüglichste Handbuch hat August Koberstein geschrieben.

I.

Vor Carl dem Großen.

Aus den frühesten Zeiten der Geschichte haben wir kein einziges Denkmal der Schrift. Dennoch sind uns unschätzbare Einzelnheiten in den Werken einzelner Römer überliefert. Es wäre allerdings denkbar, daß uns auf demselben Wege noch ungleich Wichtigeres erhalten werden konnte. Plinius war in Deutschland; Tacitus vielleicht nicht, aber er hat ohne Zweifel in Rom Germanen kennen gelernt. Die phönizische Sprache ist im Poenulus des Plautus besser bedacht. Wir haben nichts übrig als

Völker-, Oerter- und Personennamen.

Erwähnungen der Art geschehen in dem Jahrhunderte vor Christus durch Livius und Julius

Cäsar. In dem Jahrhunderte nach Christus ist Tacitus die reichhaltigste Quelle. Außer ihm Ptolomäus — aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, berühmter Astronom und Geograph; Strabo, zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, machte Reisen über den ganzen Erdboden und schrieb ein geographisches Werk; Ammianus Marcellinus, Ende des vierten Jahrhunderts, schrieb res gestas aus der späteren Kaiserzeit. — Außerdem finden sich auf Inscriptionen beim Gruterus einige deutsche Namen. — Es gebricht noch an einer vollständigen Zusammenstellung und Untersuchung dieser wichtigen Ueberbleibsel.

Es ist falsch, wenn man die allgemeine Ansicht aufstellt, daß die deutschen Wörter durch die Römer verdorben und ihrer lateinischen Aussprache anbequemt seyen. Tacitus vor allen war sehr gewissenhaft, wie es scheint. So sind die häufig vorkommenden Namen Caninefates, Tencteri, Asciburgium zusammenstimmend mit Urkunden, die sechs bis acht Jahrhunderte später geschrieben. Das

Wort Thusnelda scheint allerdings nur in der Stammsylbe ächt zu seyn; das n ist eingeschoben und der Name hieß vielleicht Thushild, wie Swanehild, Brunhild, Grimhild. Die Römer nennen den Rhein Rhenus; im Altdeutschen heißt er Rin, nicht von rinnan, rinnen; denn dieses Wort kommt immer mit doppeltem n vor. Im Nordischen hat Rin wirklich den scharfen Ton, weshalb wir auch jetzt Rhein sprechen. Den Main schreibt der Römer Moenus, und das Wort heißt auch im Altdeutschen Moin. Man kann daran zweifeln, daß die Römer Moenus ausgesprochen haben, moënus oder mogenus, daher auch die Stadt Mainz Moguntiacum heißt, die dem Main gegenüberliegende.

Bei Zusammensetzungen muß man beständig auf die Endung des ersten Wortes die vorzüglichste Rücksicht nehmen:

1) So erwähnt Tacitus in seinen Annalen die Namen Badu-henna, Catu-alda, Catu-merus. Da hat man zwei Substantive Badu und Catu, die wahrscheinlich im Gothischen auf s endigten. Badu

bedeutet vermuthlich Schlacht, Krieg, angelsächsisch beadu Krieg. Es giebt althochdeutsche Namen, die eben so lauteten und die Thatsache vollkommen bestätigen. So Batufried, Baturi und vielleicht sind die alten Bataver eben hievon abzuleiten. Die andere alte substantive Form Catu in Catu-alda scheint eben so klar zu seyn und hat auch althochdeutsche Namen für sich.

2) Eine andere Art von Zusammensetzungen zeigt in der Mitte den Ausgang auf io, statt dessen später ein bloßes i, a und o zu erscheinen pflegt. So findet man bei Cäsar und Tacitus die Eigennamen: Ariovistus, bei Tacitus Cario-valda, Inguio-merus, wozu wohl auch Cäsars Ambiorix gehört. Die gothische Sprache hat dafür ia, z. B. Ariaricus, Wiliaricus. Später endigen sich diese Namen auf ein einfaches i, z. B. Ari-bert, Ari-bald. Wili-bald (zu der Römer Zeiten also Wilio-baldus) Wili-brord. Die eigentliche Bedeutung von dem ari in Ariovistus steckt ohne Zweifel in dem noch im Altdeutschen vorkommenden Worte

aro, unser poetisches Aar, Adler, im Altnordischen heißt das Wort ari, also dem Ariovistus am nächsten.

In Tacitus Annalen im 2. Buch 16. Capitel wird das Weserfeld Idista-visus oder wie es im Altdeutschen gelautet hat Idista-viso genannt. Idista ist vielleicht ein Superlativ von id schön, woher ides, itis die Jungfrau stammt, und wovon idel, itel (eitel) ein abgeleitetes Adjectiv zu seyn scheint. Diese Auslegung giebt Jacob Grimm und sie ist allerdings den bisherigen abgeschmackten sehr vorzuziehen, darnach hätte das Weserfeld so viel geheißen als: Schönste Wiese.

3) Gewisse Zusammensetzungen geschehen mit dem Dativ, wozu Cermana-ric, Athana-ric gehören.

4) Warum sagte Tacitus Chatti, Angli, Cherusci, Frisii, Marcomanni, Hermunduri, Suevi, dagegen Teutones, Hermiones, Ingaevones, Istaevones, Vangiones, Gothones. (Der Grieche Pytheas kannte Guthones und Teutones.) Diese Ver-

schiedenheit der Endung ist doch offenbar kein Spiel des Zufalls. Wie die dermalige Endung der Wörter im Pl. Nom. gelautet, ist nicht zu bestimmen, man kann aber wohl sehen, daß die schwache Declination erzeugt wurde durch Einschiebung des n. Man hat bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Swabe und Gothen nicht Gothe und Swaben gesagt, aus demselben Grunde, warum es Suevi und Gothones heißt, nicht umgekehrt. Hieraus läßt sich die richtige Etymologie dieser Wörter erklären und man sieht gleich, daß es nur Unwissenheit ist, wenn manche deutsche Gelehrte bei Ingävonen und Istävonen an unser wohnen gedacht haben. Das v gehört offenbar nicht zur Wurzel, sondern zur Ableitung und das on zur Endung. Der Nominativ Singular lautete offenbar Ingaevo, Istaevo. Bei Gaevo ist eher die das gothische Gauja, Gawja, unser Gau, also Ingaevo, einer der im Gau ist, ei-incola ist. Istaevo bleibt unverständlich.

Lassen sich, entsteht nun die Frage, bei diesen und andern Namen verschiedene Mundarten der

verschiedenen deutschen Völkerschaften erkennen? Schwerlich. Es ist anzunehmen, daß die Römer die Mundart zumeist derjenigen Gauen verstanden und geschrieben, mit denen sie in häufigster Berührung standen, diese sind namentlich die Völkerschaften der Bataver, Kaninefaten, Friesen, Brukterer, Tenkterer, Cherusker, Katten, Chauzen und Sueven, sammt einigen am Rhein wohnenden Stämmen. Von den Gothen wußten sie weniger.

Wohllaut oder Mißlaut?

Sie werden an diesen wenigen germanischen Wörtern, die ich hier aufgeführt, nichts von dem barbarischen Uebelklange verspürt haben, den die Römer der deutschen Sprache vorwerfen, ein Vorwurf, den noch heutiges Tages die Franzosen der unsrigen machen. Welcher Uebelklang liegt in Veleda, Aurinia, und klingen die Etrusker besser als die Cherusker? Ein ganz barbarischer Schriftsteller affectirt einen horror bei dem Namen Vangiones, und Pomponius Mela sagt: quorum nomina vix

est eloqui ori romano. Die alte Sprache ist gar nicht als einsilbige der spätern vielsilbigen entgegen zu stellen, sondern umgekehrt, die alte Sprache ist die volle und vielsilbige. Loganaha hieß die Lahn. Fridurih hieß Friedrich, drei Silben gegen zwei. Die alte Sprache gebraucht allerdings mehr einfache Wurzeln und weniger äußere Bestimmungswörter; daher klingt sie bei aller Vielsilbigkeit gedrängter, als die jetzige. Die alte Sprache stellt ihre Wörter natürlich und vollständig auf, die Flexionen sind ihr fast so wichtig als die Wurzeln. In der neuen Sprache hat sich die Flexion fast abgenutzt und der Idee, folglich der Wurzel, entschiedenes Uebergewicht eingeräumt. Daher belieben wir nach und nach Zusammenziehungen; die Sprache büßt an Wohllaut ein, gewinnt aber natürlich an Feinheit und Abstraction und an syntactischen Uebergängen und sogenannten Flickpartikeln. Das Verhältniß der Flexion zur Wurzel fängt an roh zu werden, da es früher nur ein sinnliches war; die alte Sprache fühlte noch den Ursprung

der Flexion, die uranfänglich, gleich der Wurzel, wirklich lebte. Die neue sucht und erreicht auch zuweilen den Wohllaut, aber seltener, ohne entweder der Deutlichkeit oder der Kraft zu schaden. Der Wohllaut war der alten Sprache angeboren, er wehte unwillkührlich aus jedem Munde; aber er war kein kastratischer Wohllaut, sondern ein kräftiger! Man spricht sehr viel über den Wohllaut der französischen und zumal der italienischen Sprache. Aber jedes Ohr, das die tieferen Gesetze des Wohllauts versteht, wird ihnen sicher vor der lateinischen, ihrer Mutter, den Vorrang hierin nicht einräumen. Es ist ein schlüpfriger Wohllaut, der aus italienischen Kehlen singt und spricht, hervorgebracht durch die ärgsten Zusammenziehungen und Ausstöße der Consonanten. Je mehr eine Sprache sich zusammenzieht, desto lebloser wird sie werden.

Die Vorstellung, die man sich vom Mißlaute unserer ältesten Sprache machte, ist übertrieben und irrig. Adelungs Gründe dafür sind unhaltbar; dieser Grammatiker ist es eben, der von der Ein-

silbigkeit der alten deutschen Sprache redete und außerdem anführte, daß sie zu viele Consonanten, zu viele Hauchlaute und tiefe Vocale gehabt und daher rauh und hart gewesen. Die tiefen Laute und Diphtongen waren einem kräftigen Wohllaut nicht schädlich, wollte Gott, wir hätten noch mehr davon und überhaupt mehr tönende Vocale, wie a und o, statt der ekelklingenden und schwachen e, en, worauf unsere meisten Wörter endigen.

Ausartung der deutschen Sprache.

Die hochdeutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zeigte edlere Formen, als unsere heutige; die Sprache des achten und neunten Jahrhunderts ist wiederum reiner, als die des dreizehnten; endlich das Gothische des vierten und fünften noch vollkommner. Daraus folgt denn auch, daß die Sprache, zu den Zeiten des Augustus, selbst die gothische an Vollständigkeit der Formen und Biegungen übertroffen habe. Die neuhochdeutsche,

unsere jetzige Sprache, reicht für die Declination des Substantivs mit sechs Endungen aus (e, en, ens, er, ern, es,); die althochdeutsche hat ihrer 25, und die gothische 40 (a, ai, am, ans, e, ei, eim, ein, j, ja, jo, jons, jono, om, on, ono, ons u. s. w.). In den alten Zeiten, da die Wohnsitze der Deutschen noch in Asien waren (12000 persische Wurzelwörter, 4000 germanische), muß die jetzt noch bestehende Aehnlichkeit mit dem Sanskrit noch auffallender und bedeutender gewesen seyn. Auch die slavischen Sprachen müssen eben so ausgeartet seyn, ihre Verwandtschaft mit der deutschen und indischen ist eben so ausgemacht.

Ist denn, so steht nun zu fragen, diese Entartung der Sprache auch eine Degeneration des Geistes? Keinesweges. Geist und Sprache stehen in umgekehrtem Verhältnisse zu einander; wenn der eine steigt, sinkt die andere. Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Unschuld, die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden; die neue Sprache giebt eine Wurzel

nach der andern her, ihr Ausdruck wird schärfer, bestimmter, bewußter, sie umschreibt, sie liebt nicht mehr die nackte Einfalt.

So kann man die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch des Wilden vergleichen, so mit den schärferen Sinneswerkzeugen unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Jede Sprache hat ein doppeltes Gesetz, ein euphonisches und ein logisches; das erstere dominirt in der alten, das letztere in der neuen Sprache. Daß die Sprache sich verwildert, zeigt sich hauptsächlich in den Mundarten des Volkes, die noch weniger Flexionsfähigkeit behalten haben, als die edlere Schriftsprache.

Was aber das Volk reiner aufbewahrt, das sind die Wurzeln selbst, aus denen man noch immer die Schriftsprache ergänzen und bereichern kann, wie denn Goethe das Beispiel dazu gegeben hat. Der Bauer conjugirt und declinirt nicht so gut,

wie der Städter und der Gebildete, aber man findet bei ihm noch eine größere Zahl altdeutscher Stammwörter.

Auch der Reim, den Klopstock so stark befeindet, hat auf die Flexionen nachtheilig gewirkt. Otfrieds Reime sind noch ungewiß und schwankend, weil sie sich mit der damaligen Bindungsfülle nicht vertrugen. Fische und Tische ist heutigen Tages ein untadelhafter Reim, im achten Jahrhunderte würden fisca und disci nicht sonderlich gepaßt haben. Gelehrt und verzehrt = gilerit und firzoran; Huld und Schuld = skuld und huldi. Im zwölften Jahrhundert reimte man noch menniske und fisce; im achten Jahrhunderte lauteten diese Wörter noch mennisco, diske. Heut zu Tage ist Mensch ein unreimbares Wort, durch die Zusammenziehung.

Es lassen sich, um dies schließlich zu bemerken, noch offenbare Spuren von den früheren Quantitätsverhältnissen unserer Sprache entdecken. Die französische und überhaupt die romanischen Sprachen sind der lateinischen Quantität noch im höhe-

ren Grade beraubt, als die heutige deutsche. Daktyle wie perala Perle, thegana Degen im Nom. Plur.; Spondäen wie bindant, werfant; Ditrochäen wie herizoho und andere.

Unsere jetzige Sprache ist eine accentuirende, keine quantitirende. Daher wir auch die alten Rythmen und Versmaaße der Griechen und Römer nicht schicklich nachbilden können. So ein deutscher Hexameter wäre den alten Griechen nicht probehaltig gewesen. In der That macht er einen unglücklichen Hüpfer. A. W. von Schlegel will — und das mit Recht — den Trochäus aus ihm verbannen. Allein die Ausführung in Spondäen giebt einen steifen aufgeblasenen Vers und nöthigt zur Verkleisterung der Wörter. Es ist ein Kunststückchen, dem ähnlich, wenn man sich vornimmt, den Buchstaben a auf einer ganzen Seite auszulassen.

Resultate und Ausführung des Bisherigen.

1) Die deutsche Sprache hatte also in alter Zeit mehr Masse, mehr liebliche Völligkeit und Selbstständigkeit, als heute, wo sie ihre sinnliche Fülle der geistigen Schärfe zum Opfer gebracht. Die altdeutsche Sprache war rauschend und üppig wallend, gleich den Wäldern Germaniens, ein Naturprodukt, wie jedes andere; dennoch aber weit kunstvoller durchgebildet als unsere heutige. Die Fallbiegungen waren in ihr so stark ausgedrückt wie die Gesichtszüge unserer Väter. Die Sprache bewegte sich nach außen eben so lebendig wie der Mensch, sie neigte und beugte sich, stand und wandelte, alles auf den Wink der Sprachseele, die über ihre Gliedmaßen gebot. Hören Sie den Anfang des gothischen Vaterunsers:

Atta unsar, thu in himinam, winä namo thein, quimä thiudinassus theins.

In himinam heißt: in den Himmeln. Unser Wort Himmel leidet in der Declination nur zwei Ver-

änderungen, im Genitiv Singular wird s, im Dativ Plural n hinzugefügt, welches aus m verdorben ist. Der Gothe declinirte himins Himmel, himinis des Himmels, himina dem Himmel, himin den Himmel; himinos die Himmel, himine der Himmel, himinam den Himmeln, himinans die Himmel. So ist winä (winai) die dritte Person im Conjunctiv, welcher sich durchaus vom Indicativ unterscheidet, dieser hieße winith, von wihnan, der intransitiven Form von wihan weihen. Wollten Mann und Frau zum lieben Gott beten, oder Mutter und Kind, so konnten sie selbst dieses Verhältniß der Zahl ausdrücken, und sagen atta ungkar du unser beider Gott! Denn die gothische Sprache, wie noch heute die frisische Sprache an der Westküste von Schleswig, hatte einen Dualis beim Verbum und allen Wörtern, welche ihn zuließen; so gut wie die Griechen, und, nach dem aufgestellten Gesetze der Degeneration ist die Sprache des Ulphila schon von ihrer Höhe herabgesunken und sinnlich ausgeartet.

2) Als eine Hauptursache dieses Verfalls oder dieser Zerrüttung des sinnlichen Organismus der Sprache, haben wir insbesondere angegeben jenes Prinzip der Accentuation, welches im geraden Gegensatze zu den prosodischen oder quantitativen Verhältnissen der Sprache sich allmählig geltend machte. Es ist dies eine der merkwürdigsten und wunderbarsten Veränderungen, die sich nicht allein mit der germanischen Sprache, sondern mit allen übrigen Sprachen zugetragen hat. Die neueren romanischen Sprachen, die französische, spanische und italienische haben durchaus, wie Sie wissen, keine Prosodie mehr, daher denn der Wechsel ihrer Silben oder der Silbenfall in ihren Gedichten einförmig und unrythmisch ist und auf willkührlichen Convenienzen beruht. Allons enfans de lā patri-e̱, lĕ jour de gloire̱ est arrivé. Oder der Anfang der Henriade: je chant-e̱ le heros. — Die romanischen Sprachen haben also die Quantitätsverhältnisse gänzlich verloren, obgleich sie doch unmittelbar aus der

lateinischen Sprache stammen, die nach so strengen Gesetzen die Länge und Kürze der Silben mißt. Sie haben diese Verhältnisse verloren, ohne nur einen Ersatz in einem andern Gesetze gefunden zu haben.

Bezieht man diesen analogen Fall auf die germanischen Sprachstämme, so erkennt man wenigstens die Möglichkeit einer so wesentlichen Umgestaltung der Sprachgesetze auch bei ihnen, obgleich sich unsere Sprache seit allen Jahrtausenden in ihrem eignen Elemente ausgebildet hat. Wären uns einige Fragmente von jenen Schlachtgesängen und Heldenliedern der frühesten Zeit durch ein glückliches Geschick aufbewahrt, so würden wir vielleicht, ja mehr als vielleicht, das uralte Gesetz der Quantitation an ihnen noch entdecken und aufweisen, dagegen wir nur aus den ersten größeren Schriftdenkmälern in poetischer Form aus der nächsten zweiten Periode der deutschen Literaturgeschichte ein dergleichen Gesetz aus schwachen Spuren zu erkennen im Stande sind. Jedenfalls sind wir

aber durch den Genius unserer Sprache vor dem tiefen Verfall der romanischen Sprachen geschützt worden, unsere Aussprache ist nicht willkührlich und gesetzlos, sondern richtet sich nach dem Grundgesetze der Accentuationen, nach welchem der tonus bei allen unzusammengesetzten Wörtern, Hauptwörtern, Zeitwörtern, Eigenschaftswörtern, auf die bedeutungsvolle Silbe, nämlich auf die Stammsilbe fällt. — Ein solches Gesetz wäre für die romanischen Sprachen durchaus unmöglich, denn sie haben den Sinn für Stammsilben, Ableitungs- und Bildungssilben völlig verloren, sie haben sich nur mechanisch und äußerlich aus der lateinischen gebildet, sind daraus wie geschnitzt, aber nicht herausgewachsen und sind daher von ihrem Stamm, der lateinischen, durch eine eben so große Kluft getrennt, wie von der deutschen. Stellen Sie sich nun diese merkwürdige Veränderung, von deren Begriff das ganze innere Verständniß unserer Sprache abhängt, etwa auf folgende Weise vor. Und wir Niedersachsen können noch am meisten den Unterschied von Quantität und

Ton uns einigermaßen fühlbar darstellen, weil es keinem Zweifel unterworfen ist, daß die niedersächsische Sprache, überhaupt die niederdeutsche, eben so wie die nordischen, die schwedische, dänische, isländische, daß diese der uraltesten deutschen Sprache, z. B. der gothischen, an Stammwörtern und Lautung verwandter ist, als die oberdeutschen Mundarten, oder nun gar unsere Schriftsprache. Sprechen Sie die plattdeutschen Wörter gripen und grepen aus, so werden Sie daraus mehr, als aus dem hochdeutschen greifen und gegriffen, zu dem lebendigen Gefühl kommen, wie unterschieden in diesen Wörtern Ton und Quantität sey. Sie hören, daß der Ton sowohl auf i, als auch e fällt, hören aber auch, daß in gripen, isländisch gripa, das i quantitirend lang gesprochen, dagegen das e in grepen quantitirend kurz ausgesprochen wird. Im Nordischen hat daher auch grîpa den Circumflex, das kurze gripu, grepen aber nicht. Warum spricht der Plattdeutsche Vatter, der Hochdeutsche Vater? Das heißt also, warum spricht der Plattdeutsche die

Stammsilbe kurz, der Hochdeutsche lang? Aus keinem andern Grunde, als weil sich die ursprüngliche Kürze dieses Wortes in der lebendigen Volkssprache erhalten hat, wie man auch in mehreren deutschen Dialekten dies Wort Vatter und nicht Vater ausgesprochen findet. Das Wort ist auch im griechischen πατὴρ und im lateinischen pater kurz, so wie im mitteldeutschen vătar. Das dorische μάτηρ dagegen, das im Ionischen und Attischen μήτηρ lautet, (πητὴρ hätte gewiß kein Grieche gesagt) war lang, wie das lateinische mater, das mitteldeutsche matar, mutar und das niedersächsische mōder. Dagegen hat die hochdeutsche Sprache, die Vater als lang spricht, aus bizarrem Zufall eine kurze in Mutter.

Suchen Sie sich also diese wichtige Veränderung auf folgende Weise vorzustellen und anschaulich zu machen; es ist ein Blick, den Sie auf den geheimnißvollen Webestuhl des Sprachgeistes werfen:

In der uralten deutschen Sprache gab es einen mannigfaltigen Wechsel von langen und kurzen Silben. Die Vocale der eigentlichen Stammsilben

waren meistens kurz, wenn nicht alle, zumal aber die drei reinsten Vocale einer jeden Sprache a, i und u (e und o sind als Uebergangslaute, als Umlaute zu betrachten). Diese einfachen Laute waren kurz, die Doppellaute aber lang und gedehnt. Diese Doppellaute findet man nun in den Declinationen und Conjugationen als Flexions-Silben am Ende der Wörter. Dagôs heißen im Gothischen die Tage, Vigôs die Wege, habet ist unser hat; das a und i in der Stammsilbe dieser Wörter ist sicherlich kurz, das o und e der Endung sicherlich lang gewesen, wenn auch unsere heutige Aussprache zwischen Tāg und Tág, Wēg und Wég willkührlich hin und her schwankt und wir eher geneigt sind, hāt als hát zu sprechen. (Beispiel aus dem Plattdeutschen.) Es ist damit nicht gesagt, daß Dagōs, Wigōs und überhaupt die kurzen Stammsilben unbetont geblieben, sondern nur das, daß sich neben der Betonung die kurze Silbe hörbar machte und daß der Ton der Quantität nicht feindselig entgegen trat. Vergleicht man mit den genannten Wörtern dagôs, vigôs, habīt

die lateinischen diēs, viās, habêt, so ergiebt sich die entschiedenste Analogie, die noch steigt, wenn in beiden Sprachen Wurzel mit Wurzel, Form mit Form übereinstimmen, wie z. B. in habêre und habên, mit welcher langen Endsilbe das Wort noch im Mittelalter ausgesprochen wurde. Die alten Deutschen hatten eben so gut Wörter mit zwei kurzen Silben, als gibit gibt (nicht giebt), lisit (lieset, list), wie das lateinische legit u. s. w.; wie von zwei langen Silben, wie steina, die Steine, das eben so klang, wie nōdōs im Lateinischen.

Als aber im Verlaufe der Sprache die Endungen sich abnutzten und aus langlautigen kurze und kürzere wurden (dieser Vorgang selbst bleibt uns immer noch ein Geheimniß; die Vermischung der Dialekte unter einander, welche von manchen Gelehrten als Grund angeführt wird, erklärt zu wenig, ja fast nichts, wenn man bedenkt, daß der niedersächsische Stamm sich beinahe vollkommen unvermischt erhalten hat und doch derjenige ist, bei dem die Flexionen am meisten zertrümmert worden

sind. Ein anderes Beispiel giebt die pelasgische Sprache, welche als die gemeinsame Mutter der lateinischen und griechischen anzusehen ist und allem Vermuthen nach viel vollkommnere Formen gehabt hat, als diese beide. Sie ging in Epirus und Arkadien, ohne Vermischung mit hellenischen Stämmen, allmählig durch innere Evolutionen in die gemeinsame Sprache der übrigen Griechenstämme über, wie dies Niebuhr in seiner römischen Geschichte anführt und weiter bespricht), also, meine Herren, als im Verlaufe der Sprache die Endungen sich abnutzten, mußte dieses dem Ton, der bisher, der Kürze unbeschadet, auf der Wurzel ruhte, ein schädliches Uebergewicht geben, welches die darin befindliche Kürze drückte und allmählig überhören machte. Das Gefühl des Volkes für die langen Laute der Flexion und die kurzen Laute in den Wurzeln stumpfte sich ab und verlor sich mit der Zeit immer mehr und mehr; aller Athem wurde darauf verwandt, um die Stammsilbe zu betonen, und der Endung fielen nur gleichsam die Ueberbleibsel des Athems

zu. So wich die Seele aus den Endungen heraus und sie wurden seel- und tonlose Anhängsel an den Stamm und die Hauptsilbe der Wörter. Endlich trat die Schreibung sogar auf die Seite des Tons, und die Schriftsteller bestrebten sich, verschwindende Kürzen als tönende Silben darzustellen. Dazu dienten ihnen zwei Mittel: erstlich, Verdoppelung des Consonanten, der auf kurzen Vocal folgte, und zweitens, Einschaltung eines dehnenden e oder h. Es ist nicht unwichtig, sich zu merken, daß die Verdoppelung bei unsern Schriftstellern das Frühere, die Dehnung das Spätere war. Bei der Verdoppelung des Consonanten scheint man gewissermaßen noch die alte Kürze zu ehren, man wollte den Vocal nicht wirklich lang machen, sondern ihn nur schärfer betonen. Beispiele von Verdoppelung ehemals kurzer Wurzeln sind: Hammer, mitteldeutsch hămar, Himmel, mitteldeutsch hĭmil, nimmt, mitteldeutsch nĭmit. Vorzüglich fehlerhaft und unorganisch verdoppelte man das Präteritum und Participium vieler Wörter, so schrieb und schreibt man

griffen, gossen, gegriffen, ritten, geritten, wie denn überhaupt das ff und ss gar unnatürliche und sprachwidrige Verdoppelungen sind. Man schreibt Affe, Pfaffe, mit zwei f und bedenkt nicht, daß a nicht ā, sondern ă lautet. Doch unsere deutsche Orthographie liegt so sehr im Argen, und ihrer Mißgriffe, Gesetzlosigkeiten und Unschönheiten sind so viele eingewurzelt, daß die jetzt erwachte geschichtliche Kenntniß unserer herrlichen Sprache und der beste Wille der Schriftsteller nicht im Stande sind, systematisch durchzugreifen und diesem Jammer ein Ende zu machen.

Wir werden noch oft im Verlaufe dieser Vorlesung auf die allgemeineren Gesetze und Umbildungen der deutschen Sprache zurückkommen, und gleich zunächst bei Erwähnung der gothischen Bibelübersetzung des Ulfila, die noch aus dem fünften Jahrhunderte stammt, und also das älteste Denkmal ist, womit sich eine der neuern Sprachen in Europa bezeugt hat. Auch diese tritt uns besonders unter dem Gesichtspunkte der Sprache entgegen,

denn so vortrefflich dieselbe auch, als erster Versuch, den Geist und Gehalt eines fremden Originals wiederzugeben, und so schätzbar sie uns dadurch ist, daß sie uns den Reichthum und die Bildungsfähigkeit unserer Muttersprache enthüllt, so wenig ist sie doch, als Uebersetzung, geeignet, uns durch den Zauber der Nationalität zu fesseln und an ihr das was wir in deutscher Literatur suchen, die ursprünglichen Culminationen des deutschen Geistes, zu studiren. Allein es soll uns auch die Sprache schon als Sprache von unendlicher Wichtigkeit seyn; sie ist der Schatz, den uns die Vorfahren überliefert, sie ist das Band, das uns mit ihnen verknüpft über dem ungeheuren Bruche der Jahrhunderte, in welchem so viel Schönes und Kräftiges aus dem Leben und dem Heldencharakter unserer Nation untergegangen ist. Sollte nicht schon der Gedanke und noch mehr die lebhaftere Anschauung, daß Ariovist, Herrmann und ihre Genossen, unsere Stammväter, nicht rohe Barbaren, wie sie ein unwissendes Zeitalter verschrie, sondern nach allen

Zeichen, Spuren und Denkmälern aus jener Zeit, natursinnig und großartig gebildete Helden waren, die trotz aller äußeren Uncultur des geselligen Lebens, mitten im Zirkel einer volksthümlichen Menschheit standen, aus dem ihre Enkel, übergelehrte und verkünstelte Wesen, sich herausverloren haben, um wie irrende Sterne in allen Gebieten der Cultur umherzutaumeln, alle fremden Bahnen der Menschheit zu durchschneiden und sich vergebens nach ihrem eigenen nationalen Centrum zu sehnen — sollte nicht schon dieser Gedanke uns fesseln? Ist es uns gleichgültig, zu wissen, ob die Sprache unserer Väter ein rohes Geheul war, oder eine gebildete Sprache mit kristallischfesten Formen und von einem wahrhaft riesigem Bau und Umfange, in dem jeder Theil, wie an gothischen Domen, sorgfältig und künstlich ausgearbeitet war. Sollte sich vielleicht unsere Eitelkeit darüber empören, daß wir auch in dieser Rücksicht unter dem Genius der Vorzeit stehen und daß wir bei all unserer Ueberlegenheit in geistiger Bildung, Wissenschaft und logischem Denken

jenen die Krone zugestehen müssen, wenn von gesundem Kern der Menschheit, von der Harmonie zwischen Leiblichem und Geistigem die Rede ist?

Die Stimmen aber, die uns den früheren Zustand unserer Vorfahren in dieser geschichtsdunkeln Zeit als roh und barbarisch ausschrieen, sind längst verhallt. Wie konnte auch ein Volk, das seine Götter nicht in geschlossenen Tempeln verehrte, sondern im Schooße der allwaltenden Natur, ein Volk, das die Heiligkeit der Ehe begriff und die Frauen mit zarter Ehrfurcht behandelte, ein Volk, das sich durch Heldenlieder begeisterte, keine Priesterherrschaft, keine Knechtschaft duldete, ein Volk endlich, dem der mannigfache Gebrauch des Eisens im Kriege wie im Frieden bekannt war, wie und mit welchem Rechte konnte dasselbe ein barbarisches genannt werden? Füge ich aber noch hinzu, daß es keinem Zweifel unterliegt, unsere Vorväter seyen mit der Buchstabenschrift hinlänglich vertraut gewesen und zwar nicht mit solcher, welche sie von den Römern, aus der Zeit ihres feindlichen oder

freundlichen Verkehrs mit denselben empfangen hatten, sondern mit solcher, welche ihnen, vor Römern und Griechen, eigenthümlich angehörte und deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert. Wilhelm Grimm hat in seiner Schrift über deutsche Runen (Göttingen 1821) auf geschichtlichem Wege bündig dargethan, daß die angenommene Herleitung der deutschen Runenschrift aus dem Griechischen und Lateinischen und die Beschränkung der Runen auf die scandinavischen Sprachen ein baarer Irrthum sey. Weder die Runen, noch einmal die gothischen Buchstaben, mit welchen sie offenbare Verwandschaft haben, lassen sich hinreichend oder vollständig auf lateinische und griechische Schrift zurückführen. Selbst die sächsischen und markomannischen Runen haben eine merkliche Verschiedenheit von den nordischen. Aus einer mißverstandenen Stelle im Tacitus hat man sonst wohl zu beweisen gesucht, die damaligen Germanen seyen mit dem Schriftgebrauche völlig unkundig gewesen. (Die Germanen sind durch Literatur unverdorben.)

Durch ein ähnliches Mißverständniß hat man den Deutschen Barden angedichtet, die sich nur bei den Galliern fanden und mit der Priesterkaste der Druiden innig verbunden waren. Die Deutschen besaßen niemals eine Bardenzunft, noch eine Priesterkaste, noch waren bei ihnen jene unsäglichen blutigen Opfer in Gebrauch, welche die gallische Religion verlangte. Dergleichen schauerliche Opferungen beschränkten sich bei ihnen auf sehr seltene Fälle, wie im alten Griechenlande. Ueberhaupt standen die Gallier an Charakter und Menschlichkeit eben so tief unter den Deutschen, wie im Ruhme der Tapferkeit. Die Hebung solcher Mißverständnisse, wie der erwähnten, ist also sehr dankenswerth; denn sie rauben unseren Vorvätern nicht allein die Ehre, die ihnen gebührt, sondern verwickeln sie zu ihrem Nachtheile in Vergleichungen, wo nur von Gegensätzen die Rede seyn konnte. Die betreffende Stelle finden Sie im dritten Capitel der Germania des Tacitus.

Die deutschen Stamm- und Sprach-verwandschaften.

Unter den deutschen Völkerschaften waren die Gothen die ersten, welche aus der Religion ihrer Väter heraustraten und den christlichen Lehrbegriff annahmen. Wir nähern uns dieser Epoche, der wir das erste große schriftliche Denkmal verdanken, nämlich die gothische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila; werfen wir aber vorher einen übersichtlichen Blick auf die äußern Schicksale der germanischen Stämme, so weit wir es dienlich finden, die allgemeinen symbolischen Aeußerungen mit den besonderen literarischen Erscheinungen dieser Periode in Einen äußeren Rahmen einzufassen.

Die Römer entdeckten und unterjochten die ganze südliche Hälfte von Europa. Alle die Inseln und Länder, die das mittelländische Meer an beiden Seiten bespült, bis an den Rhein, die Donau und den Euphrat, Britannien und Irland im Westen nicht ausgeschlossen, ist das, was sie in ihrem

Kanzeleistil, wohl mehr aus Unwissenheit als aus Hochmuth, Orbis terrarum nannten. So muß man auch den Ovid verstehen, wenn er in den Fasten singt:

> Jupiter arce sua totum cum spectat in orbem
> Nil nisi Romanum, quod tueatur, habet.

Was jenseit dieser Gränzlinie lag, war für sie terra incognita in dem Verstande, wie China für uns im funfzehnten Jahrhundert.

Von der Elbe an dachten sie sich eine Küste ostwärts herum bis an die Wolga: daher wohnten, nach Strabo, die Geten neben den Sueven, das heißt Völkerschaften am schwarzen Meere neben Völkerschaften über der Elbe; daher lag Skandien über der Mündung der Donau; daher hatte, nach dem Herodian, der Kaiser Antonius vor, das römische Reich bis an's Eismeer auszudehnen. Sie wissen, daß einer seiner Vorgänger, Trajan, 50 Jahr früher eine steinerne Brücke über die Donau geschlagen und das Land über der Donau, Dazien, zur römischen Provinz gemacht hatte, das nördlichste

Land, wohin die Römer vorgedrungen waren und das doch noch einige Tagereisen, nach unserer heutigen Geographie, von Nova-Zemla entfernt liegt.

Diese unentdeckten oder wenig bekannten Völker werfen die griechisch-römischen Geographen in vier geographische Classen zusammen, die am Rande dieser terra incognita, im Westen, Norden, Osten und Süden wohnten, nämlich in Celten, Scythen, Indier und Aethiopier, etwa wie wir noch heutiges Tages die Namen der Tartaren, Indier, Neger und Amerikaner gebrauchen. Pytheas Erzählungen achtete man für fabelhaft und glaubte weder an sein Thule, noch an seine Guthones. Was Herodot von der Lebensart der Scythen erzählt, selbst etliche Wörter, die er anführt, läßt vermuthen, daß germanische Völkerschaften darunter zu verstehen sind. Man hat auch die Deutschen mit den Celten zusammenbringen wollen, allein Schöpflin in seiner Alsatia illustrata und seinen vindiciis Celticis (d. i. vom Ursprunge der Celten) hat den Beweis geführt, daß Gallier allerdings Celten geheißen, daß der

Name der Germanen den Celten aber durchaus nicht zukomme nnd nur von Römern und Griechen verwechselt sey. Radlow hat durch eine Schrift im Jahre 1822 den Gegenbeweis führen und die alte Meinung unterstützen wollen, allein es ist ihm nicht gelungen. Er giebt dem Cäsar Schuld, der gern den Ruhm hätte haben wollen, alle celtischen Völker bezwungen zu haben, und der aus diesem Grunde die celtischen Völker von den Deutschen unterschieden habe, deren Bezwingung er sich nicht berühmen konnte.

In einem Stück mußte man dem Pytheas bald Glauben beimessen, nämlich in dem, was er von den Zimbern und Teutonen erzählt, welche er auf der zimbrischen Halbinsel antraf. Die Erscheinung der Zimbern und Teutonen, der ersten deutschen Völkerstämme, die den Römern bekannt wurden, machte die Stadt Rom beben und versetzte ihren ganzen Orbis terrarum in Aufruhr. (Darüber müssen Sie Ludens deutsche Geschichte lesen. Joh. v. Müller hat eine eigene Schrift über

den Zug der Zimbern und Teutonen geschrieben.) Bereits 50 Jahre früher hatten sich die germanischen Stämme das Uebergewicht über die gallischen erkämpft. Die Bewohner der linken Seite des Rheins kannten, wie Tacitus erzählt, keine größere Ehre, als deutscher Abkunft sich zu rühmen.

Wir übergehen die bekannten Thatsachen, die uns das Zusammentreffen der Deutschen mit den Römern unter Cäsar, Augustus und dessen Nachfolgern schildern. Germanien wurde zu dieser Zeit von den Römern eingetheilt in Germania superior, das bis Coblenz ging, und Germania inferior, das sich an die Ausflüsse des Rheins erstreckte und das jetzige Holland mit befaßte. Die rheinischen Deutschen hatten ihre Unabhängigkeit verloren und bequemten sich römischer Cultur. Am Rhein selbst lief eine Kette von Festungen, zum Schutz gegen die Einfälle der Deutschen, die in der Germania magna barbara wohnten, unter welchem Namen die Römer alles Land zwischen dem Rhein, der Donau, Elbe und Weichsel zusammenfaßten. Im

Süden der Donau wohnten damals undeutsche Völkerschaften, welche die drei römischen Donauprovinzen, Rhätien, Vindelizien und Norikum bildeten.

Ueber den Zusammenhang der verschiedenen deutschen Völkerschaften in damaliger Zeit wird man, was die Einzelnheiten betrifft, nie auf's Reine kommen. Ich gebe Ihnen das, was nach der neuern Geschicht- und Sprachforschung das Beglaubigste zu seyn scheint.

Tacitus führt eine Menge deutscher Völkerschaften namentlich auf, und wir haben schon bemerkt, daß die Schreibung ihrer Namen im Ganzen kein Mißtrauen erregen darf. Es sind ihrer gegen 60, die er unter 2 großen Rubriken anführt, Sueven und Nicht-Sueven.

Der Gleichklang des Namens Sueven mit den späteren Schwaben hat manche Gelehrte verführt, den Sitz derselben nur in Oberdeutschland zu suchen. Dies ist aber falsch. Was Tacitus suevische Völkerschaften nennt, wohnt vom Rhein bis an die

Ostsee, die Angeln, die Longobarden im heutigen Magdeburgischen, die Katten in einem Theil des heutigen Hessen (Catti ad Melibocum), die Hermanduren im späteren Thüringen, die Markomannen damals noch am Rhein; alle diese sind suevische Völkerschaften.

Zu den Nicht-Sueven rechnet Tacitus die Sigambrer am Flusse Sieg, die Brukterer an der Ems und Lippe, die Friesen von der Nordsee bis zur Ems, auch Frisiagonen genannt, die Chauzen, neben den Friesen zwischen Ems und Elbe, die Zimbern, oder vielleicht ein kleiner Rest derselben im heutigen Jütland, die Marsen im Münsterschen — die Cherusker, deren Ruhm nach Herrmanns Fall herabsank, in den Wesergebirgen bis zum Harzgebirge u. s. w. Sie sehen hieraus, daß Tacitus sich die Völker, die er Nicht-Sueven nannte, von den Sueven im Rücken eingeschlossen dachte. Sachsen und Franken werden zu seiner Zeit noch nicht erwähnt, der Name der Franken taucht erst im Jahre 240, der Name der Sachsen im Jahre

286 auf, auch die Alemannen regen sich erst im Jahre 268. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese Franken und Sachsen aus den Völkerschaften derjenigen Classe des Tacitus sich conglomerirt haben, die er mit dem Namen der Nicht-Sueven bezeichnet.

Ein helleres, obgleich noch immer im Einzelnen unsicheres Licht werfen auf die Einheit und Verschiedenheit der germanischen Sprachstämme die neuesten sprachlichen Untersuchungen, die besonders durch Jacob Grimm angestellt sind. Diese gelten für den Zeitraum, der gegen die gothische Bibelübersetzung fällt bis auf Carl den Großen, also bis auf das Ende der ersten Periode der deutschen Literaturgeschichte. Darnach ersieht man, daß die Gothen und die ihnen zunächst stehenden Stämme, namentlich die Gepiden, die Heruler und die Vandalen, einen Gegensatz in Sprache und Geschichte zu den Longobarden, Baiern, Burgundern, Alemannen und Franken bildeten und daß diese genannten Völkerschaften einem Hauptstamme angehörten, wie die mit den

Gothen oben erwähnten ebenfalls einen Hauptstamm bildeten. Einem dritten Hauptstamme gehörten die Sachsen an in Verbindung mit den Westphalen, Friesen und Angeln, einem vierten die skandinavischen Völker. Diese vier großen Stämme zeigen sich unter einander in mehrfachem Verhältnisse. Nennen wir den ersten Stamm den *gothischen*, den zweiten den *hochdeutschen*, den dritten den *niederdeutschen*, den vierten den *nordischen*. Den Uebergang zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen vermittelten die Franken, ursprünglich ein kleines Volk, das in Westphalen wohnte und bereits im Jahre 438 bis an die Saone in Frankreich vorgerückt war. Zwischen dem niederdeutschen und nordischen vermittelten den Uebergang die Friesen und Angelsachsen, zwischen dem gothischen und hochdeutschen vermuthlich die Quaden und Markomannen; zwischen dem gothischen und nordischen läßt sich kein einfaches Mittelglied entdecken, aber die große Vollkommenheit, worin sich in diesen beiden (wenn

von der nordischen Sprache die Rede ist, so ist nicht die heutige Sprache in Schweden und Dänemark gemeint, sondern die alte isländische) die uralte Sprache geschichtlich erhalten hat, stellt sie von selbst einander nahe. Eine genaue Charakteristik dieser vier Stämme erfordert Untersuchungen, die noch nicht zum Schluß gekommen sind. Es wird aber immer unmöglich bleiben, dies Resultat von den vier Hauptstämmen auf alle Namen und Wohnsitze der deutschen Völker des ersten und zweiten Jahrhunderts anzuwenden. Im Ganzen aber bleibt die Sache nichts destoweniger begründet und wird es zumal durch die seit dem achten Jahrhunderte aus der Ungewißheit tretende Sprachgeschichte des zweiten hochdeutschen und des dritten niederdeutschen Stammes, seit welcher Zeit der gothische Stamm völlig zurückweicht und verschwindet. Ich will hier die Art, wie die Sprachforscher verfahren sind, um an Hauptunterschieden in der Sprachbildung die verschiedenen Hauptstämme zu sondern, erläuterungs=

weise nur an einem Beispiele aus dem gothischen und hochdeutschen Stamme anführen. Zwischen der gothischen und althochdeutschen Declination zeigt sich die Verschiedenheit, daß in jener das Maskulinum auf a, das Femininum auf o; in dieser aber umgekehrt das Maskulinum auf o, das Femininum auf a ausgeht. Fränkische, burgundische, lombardische, bairische und alemannische Eigennamen des sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts stimmen offenbar zur althochdeutschen Grammatik und lauten z. B. im Maskulinum Addo, Hatto, Boso, Thassilo, Azzilo, (Atzel, Etzel, Attila), im Femininum aber: Bobila, Wolfila, Hildila, Wilikoma, (die gothischen endigen sich, wenn sie männlichen Geschlechts sind, auf a, wie Wolfila = Ulfilas. — Urkunde der Kirchenhistoriker!)

Die Gothen.

So weit und so viel über die verschiedenen Sprachstämme der Deutschen. Wenden wir uns nun zu demjenigen Stamme, der uns das einzige bedeutende Denkmal aus dieser Periode hinterlassen hat, dem gothischen.

Nur ein Volk, in welchem schon zahlreiche Bildungskeime im Hervorbrechen waren, konnte sich zu der bedeutenden Stellung erheben, welche wir die Gothen im fünften und sechsten Jahrhundert und namentlich unter ihrem großen König Theodorich in der politischen Welt behaupten sehen. Die Gothen waren ohne Zweifel die gebildetsten und bildungsfähigsten der Germanen, sie haben auch zuerst sich taufen lassen.

Im fernen Nord, erzählt Jordanes oder Jornandes, der älteste Geschichtschreiber der Gothen (er war ein Gothe von Geburt, zuletzt Bischof zu Ravenna und schrieb aus gothischen Mähren, Gedichten und Ueberlieferungen eine Geschichte seines

Volkes vom Ursprunge bis zur Zeit ihres Unterganges in Italien durch den griechischen Feldherrn Belisar. Er lebte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts) im fernen Nord wohnt auf Skanzien eine Menge streitbarer Völkerschaften, bis an die Gränze des Erdbodens erstreckt sich das Land, wo im Winter vierzigtägige Nacht drückt, indeß die Sonne im Sommer eben so lange sichtbar bleibt. Die Suethonen (vielleicht die Schweden) wohnen uns näher; mit vortrefflichen Pferden erjagen sie die seltenen Thiere, deren kostbare Felle sie durch hundert Nationen bis zu uns (nach Italien) bringen; in eben dieser Weltgegend wohnen die sanften finnischen Stämme, am nächsten die großgestalteten Dänen. Aus eben diesem Lande sind die Gothen hervorgegangen; drei Schiffe voll zogen sie aus und landeten auf der almerugischen (pommerschen) Küste, wo sie die Vandalen schlugen. Nach fünf Geschlechtsaltern, worin sie sehr zahlreich geworden, führte Filimer das Heer mit allem Vieh von den mitternächtlichen Gegen-

den aus an die Weichsel und in die über dem schwarzen Meer liegenden Länder.

Mit einer ähnlichen Sage beginnt Paul Warnefried, der Kanzler des letzten longobardischen Königs in Italien und ebenfalls Geschichtschreiber seiner Nation, die Geschichte der Longobarden. Skoningen habe nicht länger vermocht sie zu ernähren, da seyen sie ausgewandert, ein großes Volk habe ihnen nach dem Seezuge an der Küste den Paß gesperrt, da habe einer ihrer Knechte den Mann erschlagen, der im Angesicht des Heeres einen Zweikampf mit ihm hielt, der Glück und Sieg entscheiden sollte, und seit der Zeit seyen ihre Knechte frei gewesen. Und so folgt er ihnen durch unbekannte Gaue bis an die polnische und ungarische Gränze, wo der Stamm sich lange Zeit aufhielt, bis er in Italien unter Alboin einbrach.

Zur Zeit des Tacitus wohnten die Gothen ultra Lygios, unterhalb der Lygier, dem Laufe der

Weichsel nach, also näher an der Ostsee zu, in Preußen. Von Preußen und Polen brachen sie auf und bahnten sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bis an die niedere Donau. Daß sie von nördlichen Völkern, den Slaven und Finnen, dazu genöthigt wurden, ist wohl nicht wahrscheinlich, vielmehr spielten sie die Eroberer und rissen Slaven und Finnen mit in ihrem Strome fort. Sie bemächtigten sich darauf der ganzen nördlichen Küste des schwarzen Meeres, machten Steifzüge nach allen Seiten und besonders nach Dazien, wo sie sich festsetzten und 200 Jahr im ruhigen Besitze wohnten. Schon früher hatten sie Kleinasien überzogen und Ephesus in Flammen aufgehen lassen, dann waren sie in Griechenland eingefallen, hatten Athen geplündert und die Inseln des ägäischen Meeres vor sich zittern gemacht. Es scheint, daß der Besitz der taurischen Halbinsel, der Krimm, der Schlüssel dieser Meere und Küsten, ihnen dieses Uebergewicht gab. Der Kaiser Dezius ging gegen sie zu Grunde und sein Nachfolger Gallus

schloß ein Jahr später (252) einen so schimpflichen Frieden mit ihnen, daß er dadurch des Thrones unwürdig erschien. Claudius und Aurelianus retteten damals noch das Reich; die Gothen schlossen einen festen Vertrag, wodurch ihnen das jenseitige Dazien (Moldau, Wallachei, Siebenbürgen) überlassen blieb und ihre Jugend in römische Kriegsdienste aufgenommen wurde. Man hoffte, ihren kriegerischen Geist hinlänglich zu beschäftigen; aber sie wurden durch Erlernung der Tactik furchtbarer als zuvor. Oft, sagt Jornandes, unterlagen ihrem Arm die Vandalen; Markomannen wurden ihnen steuerbar; unter ihnen dienten die Quaden; sie unterwarfen sich die Gepiden. Es scheint, daß in der Mitte des vierten Jahrhunderts Polen und der westliche Theil des europäischen Rußlands bis gegen Esthland und Lievland die Gesetze dieses mächtigen Volks mehr oder weniger erkannten. Die gothische Schlachtordnung war fest, eng, ihr Stoß furchtbar, ihr Widerstand überall groß. Alles das

aerschaffte ihnen immer endlich den Sieg und stempelte sie zu den künftigen Zerstörern Roms.

Während sich nun der eine Theil der Gothen in Dazien niedergelassen hatte, bewohnte der andere noch immer die Küsten des schwarzen Meers. Daher die Abtheilung derselben in Ost- und Westgothen, (Oestrogothi und Visigothi heißen sie im Lateinischen) obgleich sie in der bisher erwähnten Zeit nur einem Oberhaupte vom Stamm der Ostgothen unterwürfig waren. Die Fürsten dieser Gothen waren vom alten verehrten Geschlecht der Balten (der Kühnen), die spätern Könige der Westgothen vom Stamm der Amaler (der Unbefleckten). Die Macht derselben war auch darum schon erblich, weil Eigenthum an Grund, Boden und sonstigem Besitz es bei ihnen ebenfalls war. Doch hatte das Volk freie Wahl unter den Jünglingen dieses Geschlechts. Ihr König galt ihnen mehr, als den übrigen germanischen Völkerschaften, er war nicht allein oberster Feldherr, sondern auch Oberpriester und oberster Richter. Dennoch waren

die Gothen frei zu nennen; des Königs Gewalt ruhte auf ihren Waffen, ohne ihre Einwilligung durfte er weder Gesetze geben, noch einen Krieg anfangen. Diese Verfassung artete freilich später in Italien und Spanien aus, als nach Eroberungen ein Theil der Nation dem Handwerk der Waffen entsagte, um sich den Künsten des Friedens zu widmen; von nun an hatte der König nur den Adel zu schonen; wenn dieser beistimmte, war er unumschränkt.

In Dazien schied nun freilich die Donau sie vom römischen Gebiet, allein dieser Strom hielt von gewohnten Streifzügen nicht ab, selbst als sie sich schon zum Christenthum bekannt hatten. In Dazien fanden sie nämlich die griechische und römische Sprache herrschend und das Christenthum gegründet. Es ist gewiß, daß viele unter ihnen schon vor Constantin übertraten, daher sich auch eine gewisse Gelehrsamkeit unter ihren Priestern und Bischöfen verbreitete. Die Ostgothen im Gegentheil blieben noch lange Heiden.

Ueber das ganze Volk herrschte in der merkwürdigen letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, beim Anfangspunkt der Völkerwanderung, der alte König Hermanarik, der sein Reich, als Eroberer, vom Don bis an die Weichsel und Ostsee ausgebreitet hatte. Athanarik und Fritiger herrschten damals als seine Unterkönige in Dazien über die Westgothen. Fritiger war Christ, Athanarik Heide, Feind des Christenthums und Verfolger des berühmten Bischofs Ulfilas, oder richtiger Ulfila. Fritiger nahm seine Zuflucht zum Kaiser Valens, mit dessen Hülfe er in den Stand gesetzt wurde, seinem Gegner den Rang abzulaufen.

Nun geschah es, daß die Hunnen, ein bisher unbekanntes asiatisches Volk, sich mit ungestümer Tapferkeit und großer Ueberzahl auf die Ostgothen warfen und glücklich waren, worüber sich König Hermanarik, über 100 Jahre alt, aus Verzweiflung das Leben nahm. Ein Theil der Ostgothen blieb in Abhängigkeit der Hunnen in ihren alten Sitzen zurück, ein anderer Theil wich vor

den Feinden zurück und warf sich nach Thrazien und verbreitete Schrecken und Bedrängniß unter den Westgothen. Diese gehen über die Donau und ersuchen den Kaiser Valens um Aufnahme, bei welcher Gesandtschaft der Bischof Ulfila als Sprecher diente. Hierauf wurden sie, 200,000 wehrhafter Männer stark, in der römischen Provinz Mösien aufgenommen. Allein durch niedrigen Geiz der griechischen Befehlshaber empört, die sie halb verhungern ließen, wandten sie sich um und rückten verzweiflungsvoll bis vor die Thore von Constantinopel, besiegten den Kaiser Valens, der in der Schlacht ums Leben kam. Darauf wurden die Westgothen von Theodosius in das römische Gebiet aufgenommen, gingen 409 unter Alarich nach Italien und von da 412 nach Gallien und Spanien, wo sie ein Reich errichteten, das in Gallien bald mit den Franken in Conflict gerieth und in Spanien durch den Einfall der Araber 711 zu Grunde ging. Die westgothische Gesetzgebung ist lateinisch verfaßt, wie die fränkische,

burgundische, lombardische und aller übrigen aus dem fünften bis zum achten Jahrhundert. Alle diese haben uns außer einzelnen im Text selbst latinisirten deutschen Wörtern zum Theil auch gewisse Glossen in einheimischer Sprache erhalten, letztere weniger im gothischen, als im fränkischen und longobardischen Gesetzbuch, welche erstere unter dem Namen der malbergischen Glossen bekannt sind, wovon später.

Von den Völkern, die außerdem in der Völkerwanderung auftraten, ein Zeitraum, den man gewöhnlich zwischen 400 und 600 setzt, giebt die deutsche Geschichte weitere Nachricht. Die Ostgothen zogen erst um 90 Jahre später die Straße der Westgothen und Dietrich oder Theoderich, der Held aller deutschen Sagen, den wir auch im Nibelungenliede wiederfinden, hielt seinen Königssitz zu Ravenna. Doch stand sein Reich nur bis zum Jahre 454.

Ulfila. Diatribe wider das todte grammatische Studium.

In der Uebersicht über die gothische Geschichte in voriger Stunde sahen wir auch den Bischof der Westgothen, den Ulfila (Wulfila, Wölfle) auftreten als Gesandten seines Volks an den Kaiser Valens. Wichtigere Dienste leistete er seinem Volk durch die Uebersetzung des alten und neuen Testaments, wovon die vier Evangelien im silbernen Codex, der Brief Pauli an die Römer in Fragmenten zu Wolfenbüttel, desselben Apostels zweiter Brief an die Corinther in Mailand uns erhalten sind. Außer diesen vom Zahn der Zeit kläglich zernagten Ueberresten der gothischen Bibelübersetzung ist uns nichts erhalten als Bruchstücke einer gothischen Homilie und eines gothischen Kalenders in Mailand auf derselben ambrosianischen Bibliothek und ein Paar gothische Zeilen zu Wien und Arezzo. (Erzählung von dem angeblichen gothischen Glückwunsche zum neuen Jahr.)

Meine Herren, lassen Sie es sich nicht verdrießen, nur eine Stunde lang den Formen und Klängen einer Sprache ihre Aufmerksamkeit zu schenken, welche Sie zu betrachten haben als die heilige Urquelle aller Gedanken und Wörter, deren Sie sich als nationaler bewußt sind. Ich weiß, daß diese deutsche Ursprache Ihren Gedanken bisher so fern lag, wie das Indische, Persische und Chinesische; allein Sie müssen mir einräumen, daß, wenn auf unsern gelehrten Schulen alles so wäre, wie es seyn sollte, und wie es nicht ist, wenn unser Sinn und Gemüth auf Schulen frühzeitig sowohl für das nationale, als für das höhere Sprachstudium herangebildet würde, statt durch trockne, dürftige und geistlose grammatische Regeln nicht allein vom Studium der griechischen und lateinischen Sprache, worauf es doch hauptsächlich abgesehen wird, sondern noch mehr vom Studium unserer Muttersprache abgeschreckt zu werden, daß in solchem und so glücklichem Fall ein Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte auf Aka-

demien ganz anders über die Sprache der Vorzeit ausholen dürfte und müßte, als er es sich jetzt zu erlauben wagt. Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um mich über den schlechten und jämmerlichen Zustand der deutschen Sprachstudien auf deutschen Schulen mit einigen Worten auszulassen. Und da behaupte ich, es wäre besser, deutsche Sprache und Grammatik würde auf Schulen gar nicht getrieben, als so, wie sie getrieben werden. Es ist eine Thorheit und ein Aergerniß, worüber einem alten Griechen kein Wort begreiflich zu machen wäre, daß unsere Schulleute eine lebendige Sprache, ja ihre eigene vaterländische vor jugendlichen Seelen behandeln wie die hölzernste Maschine und von ihren Schülern verlangen, daß sie die Construction dieses Uhrwerks, die von Stunde zu Stunde einen seelenlosen Schwall grammatischer Regeln abschnarrt, sich in den Kopf lernen sollen. Es ist längst gefühlt und ausgesprochen, daß ein solcher Unterricht im Deutschen nicht allein überflüssig und zeitrau-

bend, sondern schädlich und geisttödtend ist. Die Sprache, sagt ein trefflicher Gelehrter, ist gleich allem Natürlichen und Sittlichen ein unvermerktes und unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart entgegen schallt; zugleich beruhet darauf die Unlernbarkeit einer ausländischen Sprache, das heißt ihrer innigen völligen Uebung, man müßte zwei Seelen haben.

Nun denke man sich die matten, oberflächlichen Dogmen und Regeln unserer Sprachmeister! Frage man Schiller, Goethe, die über Stoff, Form, Geist der Sprache doch ganz anders zu gebieten wußten, als alle Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen, was sie aus Adelung oder Heinsius gelernt haben und wie

vielmal sie ihre Grammatik aufgeschlagen? Vor sechs hundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache verstanden, das heißt, ausgeübt, von denen sich jetzt die besten Sprachlehrer nichts träumen lassen; und es fragt sich sehr, ob die Dichter des Parcifal, Titurel, des Ivein, der Nibelungen in ihrem Leben ein sterbliches Wort von Declinationen und Conjugationen gehört haben.

Warum studirt man denn nun eine Sprache, wie die deutsche Sprache, warum anders, als um in einer Zeit, in der der Sprachengeist halb erloschen ist, diesen Geist auf's neue zu beleben und zum Bewußtseyn der Gesetze desselben zu verhelfen. Kann man dieses mit den gewöhnlichen, aus den neueren und neuesten Schriftstellern herausgeklaubten Regeln, mit willkührlichen Abstractionen aus der Sprache, die man heutzutage schreibt und spricht, mit Gemeinplätzen über mir und mich? Sicher nicht! Dazu muß man den Eimer in den alten tiefen Brunnen der Sprache hinablassen und

ihn mit dem urlebendigen Wasser füllen, das dort unten quillt, muß der Sprache keine Gesetze geben und aufdringen wollen, sondern die Gesetze dieser Sprache belauschen in Zeiträumen, wo noch ein unbewußter, schöpferischer Geist in ihr waltete. Mit andern Worten, es giebt keine andere wahre, fruchtbringende Grammatik als eine geschichtliche. Jede andere deutsche ist roh, unnütz, willkührlich, schädlich. Warum sprechen unsere Frauen und Mädchen besser als wir? warum setzen sie ihre Worte zierlicher und natürlicher? Weil man ihnen die Ader des Sprachtalents, die jeder Mensch mit auf die Welt bringt, auf der Schule nicht durch lederne Grammatikalien zugeschnürt hat. Besser ist jeder sein eigner Grammatiker, als daß er Adelung, oder einen adelungischen Schulmeister dazu anstellt.

Meine Herren, dazu hauptsächlich lenke ich Ihre Augen auch auf die Denkmäler unserer Sprache und auf die Sprache selbst, um ihnen zu zeigen, wo die Schätze liegen, welche man

studiren und sich aneignen muß, will man aus der Oberfläche der heutigen, durch die Barbarei der Gelehrten um die Schönheit und Kraft ihrer Jugend gebrachten deutschen Sprache auf den inneren und gottlob unverwüstlichen Kern derselben zurückgehen. Selbst die Unbekanntschaft mit diesen Formen und Klängen, deren Gefühl sich Ihnen dabei aufdringt, selbst das Störende und Mißbehagliche dieses Gefühls ist es, von dessen absichtlicher Erregung ich mich nicht ganz frei sprechen will.

(Folgt eine Anschaulichmachung der am stärksten ausgeprägten gothischen Formen, und Vorlesung aus der gothischen Bibel.)

Die alte Rechtsliteratur. Poesie der deutschen Rechtssymbole.

In den Zeiten, welche auf die gothische Bibelübersetzung folgten, bis zum Schluß der ersten Periode, also bis auf Carl den Großen, werden uns vorzüglich noch drei Gegenstände beschäftigen. Es sind diese erstlich die Gesetzsammlungen der deut-

schen Völkerschaften, zweitens die kirchliche Literatur der Klöster und drittens die Anfänge der deutschen Heldensage, welche ohne Zweifel bereits in diesen Zeitraum fallen, obgleich sie sich nachweislich durch kein schriftliches Denkmal bekundet haben.

Was die Gesetzsammlungen der deutschen Völkerschaften betrifft, so liefern sie für die Geschichte der Sprache nur geringe Ausbeute, da sie ohne Ausnahme lateinisch verfaßt sind und nur, was ich zu bemerken bitte, einzelne im fortlaufenden Text selbst vorkommende latinisirte, theils in Klammern, als Glossen oder Erklärungen zugezogene ursprüngliche deutsche Wörter enthalten. Am reichsten mit solchen Glossen versehen ist das Gesetzbuch der salischen Franken (die lex salica, vorhanden in Paris) deren Glossen unter dem Namen der malbergischen bekannt sind, die ihren Namen von der Gerichtsstätte führen. (Letzte Ausgabe von Wiarda, einem Friesen.) Allein diese sind gerade durch Unwissenheit der

Schreiber am meisten entstellt, so daß es fast unmöglich wird, die wahre Lesart wieder herzustellen. Nur wenige Wörter sind klar, weil sie ganz einfach und gar nicht zu verfehlen. Sonst aber verräth sich die Eigenthümlichkeit der altfränkischen Mundart deutlich genug in dem ch, chr, chl für h, hr, hl; ferner in dem e für i u. s. w.

Im mindern Grade gilt die Namenverderbung und Wortverdrehung auch für die lombardischen Glossen. Das Urtheil, das man in sprachlicher Hinsicht über alle diese Glossen fällen kann, ist: für die Grammatik, für die Geschichte der Flexion haben diese, dem ersten Anschein nach, so wichtigen Sprachquellen durchaus keinen Werth, wohl aber für die Kenntniß der Wurzeln, wenn man dabei kritisch zu Werke geht, was Wiarda, der Herausgeber der malbergischen Glossen, aus Unkenntniß der alten Sprache, nicht verstand.

Allein von einer andern Seite behaupten diese ehrwürdigen Denkmäler altdeutscher Gesetzgebung,

herstammend aus den Zeiten, wo die deutschen Völkerschaften nach den Stürmen der Völkerwanderung sich häuslich niederließen und die Grundsteine der spätern europäischen Verfassungen legten, einen unschätzbaren Werth, und Sie errathen, daß ich hierunter die Kenntniß des altdeutschen Rechts, die Kenntniß jener unmittelbar aus dem tiefsten Grunde des Volkslebens entsprungenen Sitten, Gebräuche, Urtheile und Gesetze unserer Vorfahren verstehe. Soll die deutsche Literatur hauptsächlich sich als Aufgabe setzen, einen Beitrag zur geschichtlichen Charakteristik des deutschen Nationalcharakters, soweit er literarisch documentirt ist, zu geben, so hat sie auf diese, wie nicht weniger auf die späteren Gesetzsammlungen des Mittelalters ganz besondere Rücksicht zu nehmen. Sie kann und soll dies um so weniger vernachlässigen, je reichlicher ihr in dieser Hinsicht in neuster Zeit vorgearbeitet ist, und dies nicht allein von eigentlichen Juristen zu juristischen Zwecken, wie früher von Heineccius, Grupens und Dreier, später durch

Eichhorns Bemühungen, sondern auch von Männern, denen die höhere Ausbeute verschwebte, die über das Practische der Gegenwart hinausgingen und wie Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte und Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern gleichsam die Philosophie und Poesie des altdeutschen Rechts vor Augen hatten und tiefe Blicke in ganz ungewohnte Regionen des deutschen Volksgeistes warfen. Ueber die wichtigsten Punkte aus den deutschen Rechtsalterthümern kommt man jetzt immer mehr zu Ansichten und Resultaten, welche frühere, aus Unkunde und Geistlosigkeit entsprungene Vorurtheile wie Nebel und Wolken am deutschen Himmel verscheuchen, Vorurtheile, welche hauptsächlich auf der einmal gefaßten, irrigen Grundansicht beruhten, es sey das Zeitalter der deutschen Rechtsbildung ein rohes und barbarisches gewesen, daher denn auch die Rechtsausflüsse desselben als roh, unsittlich und barbarisch zu bezeichnen. Wie tief blieb man mit dieser Ansicht unter der Wahrheit! Welch absurder Vorwurf im Munde eines

Geschlechts, das auf Stelzen einer unnationalen Bildung durch die Welt stolzirte, dem Rom Gesetze und Paris Sitten dictirte, und das nur deswegen auf die alten deutschen Eichenhaine unwillig war, weil es sich dort die Rockschöße an den Tannenzacken zerriß, und ob dem Wehen, Säuseln und Brausen des altdeutschen Geistes sich den Schnupfen zuzuziehen befürchtete. Es ist wahr, sagt Grimm, daß in manchen Bestimmungen des altdeutschen Rechts eine derbe heidnische Ansicht waltet, die unseren gemilderten Sitten Anstoß giebt, die als Grausamkeit unser zarteres Gefühl verletzt; allein ist solches nur allein gothische Barbarei zu nennen, giebt es bei Römern und Griechen nichts dergleichen? Aber Griechen und Römer waren duldsamer gegen ihr Alterthum, sie suchten ihm geistige Triebfedern unterzulegen und statt es zu erniedrigen, zu erheben. Wenn z. B. Cicero die Strafe des Vatermörders, das Einsacken und in's Meer versenken bespricht, so sieht er darin nicht eine rohe Abscheulichkeit, sondern eine sapientia

singularis der Väter. Dies schwatzen unsere Philologen nach; wäre das Gesetz deutsch, so gäbe es einen neuen Beleg für die Rohheit der unsrigen. — Darin bewiesen sich die Alten eben großartig, daß sie die Nacktheit und das Dunkel ihrer Vorzeit gewissenhaft ehrten; unser gelehrtes Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimath. Adelung in seiner Schilderung der ältesten Deutschen trieb den heilosesten Irrthum bis auf die Spitze, er sammelte alle Laster der Deutschen, die nur von irgend einem griechischen, lateinischen und deutschen Schriftsteller erwähnt werden und entwarf aus diesen Zügen ein Bild des geselligen Zustandes der Vorwelt, eben als wollte man das Gemälde des heutigen mit dem Zuchthauspinsel malen. Diese Leute bedachten nicht, wenn sie z. B. auf die Hörigkeit und Knechtschaft unter den alten Germanen loszogen, daß unsere Bauern und Tagelöhner es zehnmal schlechter haben und in schmachvoller Sorge, Arbeit und Kümmerniß

ihr Leben verzehren, während germanische Knechte und Hörige menschlich und liebreich behandelt wurden und ihres Lebens froh werden konnten. Statt des Vorwaltens persönlicher Bußen, fährt derselbe Schriftsteller fort, haben wir unbarmherzige Strafen, schmachvolle Gefängnisse, statt seiner farbigen Rechtssymbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier Gerichtsdiener, die namenlose Abgaben erpressen. Eintöniger Mattheit ist die starke individuelle Persönlichkeit und die kräftige Hausgewalt des alten Rechts gewichen. Welche Wahrheit dringt daher aus Herders Worten, wenn er sagt und fragt: ist's besser, ist's für die Menschheit tüchtiger und gesunder, lauter leblose Räder einer großen hölzernen Gedankenmaschine hervorzubringen, oder — Kräfte zu wecken und zu regen? Kräfte zu wecken, sollt's auch durch sogenannte unvollkommene Verfassungen, Unordnung, barbarischen Ehrenpunkt, wilde Händelsucht und dergleichen

seyn — wenn's Zweck erreicht, immer besser, als lebend todt seyn und — modern.

So sprach Herder, und ich denke, es sind Worte, die er unserer Zeit aus dem Herzen und zum Herzen spricht, obwohl sie in seiner eignen matten ohne Echo sich verloren.

Schreiten wir nach dieser Einleitung der Epoche näher, aus welcher die erwähnten ältesten Gesetzsammlungen der germanischen Stämme herrühren. Es ist ein wehmüthiges Gefühl, das uns bei diesen Wurzeln des deutschen Rechts ergreifen muß, wenn wir bedenken, daß aus diesen Wurzeln, so sinnlich, stark und mächtig sie sind, nicht die Eiche eines deutschen Rechts hervorgeblüht ist, um uns heimathlich mit seiner Krone zu überschatten. Das war die Barbarei, die uns um unser Recht brachte, das war die Rohheit, die uns ein fremdes Recht äußerlich aufzwang und sich daher für unfähig zu eigener und selbstständiger Entwicklung des Rechts erklärte, das war die Unsittlichkeit, von den Sitten der Vor-

fahren abzufallen und die fasces des römischen Tribunals zu küssen, die Herrmann zerbrochen hatte. Daran sind unsere Kaiser Schuld, nicht der erste, Carl der Große, der ein Deutscher war mit Leib und Seele, nicht Heinrich der Vogler, der auch noch keinen fremden Blutstropfen in seinen Adern hatte, sondern Friedrich Barbarossa und Friedrich der Zweite, die mit Italien Buhlschaft trieben und jenes römische Kaiserrecht in Deutschland begünstigten und einführten, das, obwohl aus freien Römerzeiten sich herschreibend, den späteren Tyrannen dienstbar geworden war und das Siegel ihrer absoluten Gewalt an sich trug, wie ich dies, im Verlauf dieser Geschichte und hauptsächlich bei Erwähnung des Sachsenspiegels weiter ausführen werde. So bleibt denn nun unser Recht ein Torso, der zerstümmelte Rumpf eines Herkules, dessen vollständige Kraft und Schönheit nur geahnt, aber nicht deutlich zur Anschauung gebracht werden kann; denn, wer vermöchte jetzt, nachdem erst das Christenthum

und dann das Römerthum die Entwicklung unsers vaterländischen Rechts zerstört und gehindert haben, mit Sicherheit einen wahren Maaßstab an diese Rechtsruinen zu legen? Wer wollte die zurückgedrängten, halb aufgeschlossenen Blüthen des deutschen Rechts mit der allmählig gereiften Frucht des römischen vergleichen? des römischen, das so viele tausend Jahre und in fortlaufender ungestörter Praxis ausgesponnen und gebildet wurde. Und dennoch hat dies römische Recht, das in unsäglicher Vollständigkeit von Rechten und Gesetzen wie zum Spott über unserm recht- und gesetzlosen Zustande schwebt (denn was ist für den Deutschen ein römischgeschriebenes Recht, etwa mehr oder nur so viel wie eine lateinische Gebetformel für den katholisch-deutschen Bauern?) dennoch hat dies Recht, das aus Deutschland hinaus muß, wenn Deutschland in sich selbst hinein will, nicht so viele anziehende Seiten, als das altdeutsche, nicht diesen Reiz der Frische, nicht diese Fülle der Phantasie, nicht diese Durchdringung des Poetischen

mit dem Sinnlichen und Rechtlichen, endlich nicht einmal die Reichhaltigkeit der Quellen, die, je länger je mehr, heutzutage aus allen Zeiten zusammenströmen und es beurkunden, daß an Saftigkeit, Witz, Gemüth, Phantasie, Unschuld, Reinheit, ja selbst in Hinsicht der Form, an epigrammatischer Fassung, an schlagenden Ausdrücken keiner Nation Rechtsquellen mit denen der deutschen in Vergleich zu stellen sind.

Der Stoff des deutschen Rechts ist wahrhaft unendlich. Des Interessanten bieten schon die, leider in ihrer zufälligen Fassung unnationalen ältesten Rechtsbücher aus dieser Zeit so viel und mancherlei dar, daß die deutsche Literairgeschichte, will sie nicht etwa die ganze Sache mit Blindheit und Stumpfsinn übergehen, oder mit ein Paar dürftigen, allgemeinen Worten abspeisen, eher über die Fülle — als über die Dürftigkeit der Auswahl in Verlegenheit gerathen könnte. Ich glaube nicht eben fehl zu greifen, wenn ich, zur Veranschaulichung des Gesagten, einen kleinen Abschnitt

aus der Symbolik des Rechts bei unsern Vorfahren anführe und dazu diejenigen Symbole wähle, welche sich auf ihre Waffen, auf Pfeil, Hammer, Speer und Schwerdt bezogen und gerade solche Rechtssymbole sind, welche man ihnen eigenthümlich zulegen muß.

Symbol, oder nach altdeutschem Ausdruck, Wahrzeichen, ist im Sinne unsers alten Rechts die bildliche Vollbringung eines rechtsgültigen Geschäfts. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden oder persönliche Verhältnisse und beruhen in der Idee, daß Sache oder Person dabei sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müssen. Vom Grundstück wird ein Ast dargebracht, zum Zeichen seines wirklichen Antheils; auf den Acker wird ein Stuhl gesetzt, ein Wagen gefahren, ein Feuer angezündet, zum Zeichen, daß man von ihm Besitz genommen hat; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh weg, zieht die Schuhe aus, die Frau löset ihren Gürtel — alles, um verschiedene

Handlungen rechtlich durch diese Zeichen zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, ein Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus, eine Waffe symbolisirt diesen oder jenen Vorsatz, diese oder jene Machtvollkommeuheit u. s. w. Wie sinnlich-poetisch dadurch das Rechtsleben wurde, bedarf keiner Erläuterung.

So adoptirte der Gothe durch den Bart, der Nordmann durch den Schuh, der Franke gab seinen Knecht frei durch das Symbol eines Geldstücks, der Longobarde durch das Symbol eines Pfeils!

Wie ausdrucksvoll! Der vom Bogen abgeschossene Pfeil bezeichnete den Eintritt in die Freiheit, wie von andern Völkern bei ähnlicher Gelegenheit Vögel in die Luft gelassen werden.

Im Norden berief ein Stock oder Pfeil die Volksgemeinde, in Deutschland der Hammer. Der Deutschen ältester Hammer war von Stein und führt daher den Namen, er war ihnen ein

geweihtes Geräth. (Thor's Zeichen war ebenfalls ein Hammer, durch dessen Wurf er sein Recht auf Grund und Boden, auf Wasser und Flüsse andeutete.)

Speer bedeutete in der alten Gesetzsprache den Mann und Mannsstamm, im Gegensatz der Spindel oder Kunkel, welche das Weib symbolisirte; daher man nach dem späteren Ausdrucke den Speer= oder Spillmagen und Schwerdtmagen, das ist Verwandten von Seiten des Mannes, und den Spindel= oder Kunkelmagen, d. i. Verwandten von Seiten des Weibes hat. — Das nächste Blut vom Schwerdt geboren erbt, heißt in einem der alten Gesetze über das Recht die männliche Erstgeburt.

Außerdem war der Speer, gleich Stab und Fahne, für Fürsten und Könige ein Symbol der Uebergabe von Land und Leuten, ferner, wie auch bei den Römern, die hasta sanguinea praeusta, zur Ansage des Krieges.

Am vielfältigsten findet man aber das Schwerdt in symbolischer Bedeutung.

1) Auf das Schwerdt und zwar auf den Griff desselben, mit in die Erde gesteckter Spitze, wurde bei Schwüren und Gelübden die Hand gelegt.

2) Ueberwundene mußten dem Sieger entweder ohne Schwerdt entgegentreten, oder ihm den Griff des Schwerdts hinreichen, gleichsam als ob er sie umbringen wolle.

3) Das Schwerdt war Symbol der Gerichtsbarkeit, zumal der peinlichen Gewalt und des Rechts über Leben und Tod. Der alte Comes erschien nicht ohne Schwerdt vor Gericht und der Freigraf wurde noch später per gladium et funis traditionem investirt.

4) Nach den altfriesischen Gesetzen trug der Bräutigam der Braut ein Schwerdt vor, zum Zeichen, daß der Mann Gewalt über ihr Leben habe; konnte eine angeschuldigte Frau sich wegen

Ehebruch nicht reinigen, so hatte der Mann die Wahl, sie zu schlagen oder zu enthaupten.

5) Auch bedeutete die Uebersendung und Annahme des Schwerdtes die zu vollziehende Hinrichtung: quodsi ingenua Ripuaria servum Ripuarium secuta fuerit et parentes ejus hoc contradicere voluerint, offeratur ei a rege seu a comite spata et conucula; quodsi spatam acceperit, servum interficiat; si autem conuculam, in servitio perseveret; lautet es wörtlich in den Gesetzen der ripuarischen Franken.

6) Auch war es im deutschen Alterthum Sitte, wenn ein Mann bei einer Frau schlief, die er nicht berühren wollte, daß er ein nacktes Schwerdt zwischen sich und sie hinlegte.

Darauf spielt unter andern noch in späterer Zeit jener Vers in Tristan und Isolde an:

hierüber fant Tristan einen Sin,
sie gingen an ihr Bette wider
und leiten sich da wider nider
von einander, wol hin dan
reht als man un man;

nibt als man un wip;
da, lac lip un lip
in fremder gelegenheit,
auch hat Tristan geleit
sin swert bar enzwischen si.

Auch in dem Gedichte Wolfdieterich und die Heidentochter findet sich eine solche symbolische Handlung:

Wolfdieterich holt sein swert
das legt er in die Mitte
zwischen in un sie.

nicht weniger in den Nibelungen und einem Volksliede im Wunderhorn, in welchem letzteren es heißt:

Der Herzog zog aus sein goldiges Schwert
er leit es zwischen beide hert (Schultern)
das Schwert soll weder hauen, noch schneiden
das Aennelein s o l l ein megedli bleiben.

Diese Sitte hat sich noch im funfzehnten Jahrhundert erhalten, indem Bevollmächtigte eines verlobten Fürsten mit der fürstlichen Braut zu Bett gingen und zum Schein die Ehe vollzogen, was man den Bettsprung nannte. So wurde

noch 1477 die Sache mit Maria von Burgund, Carl des Kühnen Tochter und Braut des Erzherzogs und spätern Kaisers Maximilian gehalten; Maximilians Bevollmächtigter, der Pfalzgraf Ludwig, stieg gestiefelt und gespornt in's Hochzeitsbett und legte ein bloßes Schwerdt zwischen sich und die Braut.

Die klösterliche Literatur.

1) Unglücklicher Einfall der heutigen Italiener, auf die Herrschaft der Gothen in Italien zu schelten. — Das von den Gothen befreite Italien. — Lob der Gothen. — Schlechte Regierung der Byzantiner. — Vergleichung des Lebens in den germanischen Volksstämmen mit dem byzantinischen Reiche.

2) Rauher war indeß das Auftreten der Franken in Gallien, der Angelsachsen in Britannien — allein das Licht der regen Erkenntniß, die Naturforschung, flüchtete sich aus dem byzantini-

schen Reiche in die Klöster von Irland und Schottland, die Sachsen in England überkamen mit der christlichen Lehre die Wissenschaft und leuchteten darin andern Nationen vor, bis Carl der Große dieselbe über den Canal holte. —

3) Bildung der Klöster, Gasthäuser, Krankenhäuser, vom sechsten bis achten Jahrhundert — sie machten Land urbar, bildeten Völker, bereicherten die Wissenschaften. Alfred poetisch, arm. — Carl der Große frugal. — Harun Alraschid glänzend und reich; konnte daher mehr für die Wissenschaft thun. Dennoch kann der vorübergehende Glanz eines Herrschers nicht verglichen werden mit den Vorzügen der Freiheit wissenschaftlicher Institute.

4) Bonifacius, Wunfried oder Winfried. Schon von Carl Martell war eine nähere Verbindung zwischen dem Frankenreiche und dem römischen Bischof eingeleitet worden. Diese wurde enger geschürzt und auf den größten Theil von Deutschland (Baiern, Schwaben, Rheinprovinzen,

Hessen, Westphalen, Friesland) ausgedehnt. — Erzbischof von Mainz — Stifter von Klöstern und Klosterschulen a) zum Unterricht der Geistlichen, b) zum Unterricht der Laien im trivium und quadrivium.

5) Deutsche Klosterschriften aus dieser Zeit. Die deutschen, meistens fränkischen Mönche, welchen wir Schriften in einheimischer Sprache aus dieser Zeit verdanken, stehen an Originalität u. s. w. zurück gegen die englischen. Sie lieferten nur Uebersetzungen, lateinische Hymnen, Glaubensbekenntnisse, Ordensregeln und dergleichen.

1) Das älteste ist wohl das Bruchstück des Isidorischen tractatus de nativitate domini, wahrscheinlich aus dem Anfang des achten Jahrhunderts, herausgegeben von Palthen. Greifswalde, 1706, am genauesten von Rostgaard in der dänischen Bibliothek, 1738.

2) Die Uebersetzung der regula Sancti Benedicti von Kero, um 720. Er war Mönch von

Sanct Gallen, schrieb allemannisch, abgedruckt in Schilteri thesaurus Antiq. Teuton. (Goldast, Schilter, Eccart und Dozen lieferten die Hauptsammlungen dieser Epoche.)

3) Mehrere kleinere Denkmäler, als Gebete, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln, prosairte lateinische Hymnen u. s. w., die man bei Eccart und Dozen findet.

Die meisten dieser Uebersetzungen, sind steif und geistlos, besonders die Uebersetzung der regula Benedicti; z. B. nimmt er deliberatione für zwei Wörter und verdeutscht fon frihalte, morose = sitilihho, als ob es vom mos käme. — Dennoch hat eben diese Arbeit für den Sprachforscher den meisten Werth und bewahrt uns manche nachher verschwundene Form. Die Mundart ist allemannisch und liebt k für g, ua für uo, hl für l, hr für r, u. s. w.

Volksgesänge.

1) Von der ursprünglichen Feinheit des Epos und der Geschichte. Von der Aufgabe der heutigen Geschichte. Attila — Theodorich. — Alboin.

2) Von den Sängern der alten Deutschen — Sie waren nicht die Dichter, die ausschließlichen — sondern zum Absingen der Heldengedichte besonders fähig. Das Wort liedos (Venantius Fortunatus) kommt schon im sechsten Jahrhundert vor, als Strophe.

a) Jordanes (um 540 — 50) erzählt, wie bei den Gothen die Geschichte der Vorzeit durch alte Gesänge fortgepflanzt sey, de rebus geticis, quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene historico ritu in commune recolitur — und wie sie die Thaten der Vorfahren unter Begleitung der Cither gesungen.

b) Im Leben des heiligen Lüdger wird erzählt, wie ein Blinder, Namens Bernlef, vor ihn gebracht, den seine Nachbaren sehr lieb gehabt,

weil er gesprächig gewesen und die Thaten der Vorfahren und die Kriege der Könige mit Gesang angenehm zu erzählen gewußt. (Quod esset affabilis et antiquorum actus et regum certamina bene noverat psallendo premovere.)

c) Bekannt sind auch die Sänger bei Attilas Gastmahl.

d) Ein solcher Spielmann war Volker von Elsaß, der vor Gotelinde spielte, im Nibelungenlied 6833.

Volker mit siner videlen dan
chom gezogenliche fur Gotelinde stan
er videlt sueze done, und sang ir siniu liet.

und wo ist wohl schöner die Macht der Poesie erzählt worden, als im Nibelungenlied, wo Volker seine Freunde nach dem großen Verderben in den Schlaf singt und den Schmerz mit Gesang mildert.

3) Solche Heldenlieder meinte Tacitus in der Germania und den Annalen. Solche Heldenlieder ließ Carl der Große sammeln, aufschreiben

und lernte sie auswendig, die Stelle lautet in Eginharti vita Caroli: item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. — Schlegels falsche Ansicht. —

Solche Heldengedichte waren es, die Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, so zuwider waren, daß er sie weder lesen, hören, noch hersagen mochte: Theganus de gestis Ludovici: poetica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, respuit, nec legere, nec audire, nec docere voluit.

4) Uns ist nur zweierlei aus dieser Periode von Heldensagen übrig geblieben:

a) ein lateinisches Werk de prima Attilae expeditione, was, nach lateinischen Mustern umgebildet, allen poetischen Werth verloren hat, und

b) das Lied von Hildebrand und Hatubrand. Ausg. Gebrüder Grimm. 1812.

Dieses Fragment galt lange für ein Stück eines niedersächsischen Prosaromans. Die Alliterationsform zuerst nachgewiesen von den Gebrüdern Grimm. Ist vielleicht in Hessen gedichtet in finem VIII. saec.

II.

Von Carl M. bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen.

Einleitung.

Das Charakteristische dieser Periode ist das Vorherrschen der klösterlichen Literatur, Uebersetzung der Evangelien, Hymnen u. s. w. —

Selbst die weltlichen Lieder, das Ludwigslied, so schön und poetisch es ist, verräth den geistlichen Verfasser. Um die Freiheit der Poesie war es geschehen.

Im Volke keimten und wuchsen ohne Zweifel die Lieder des deutschen Sagenkreises aus der Völkerwanderung immer fort. Ein Gedicht in

lateinischen Hexametern, de prima expeditione Attilae von einem Mönch zu St. Gallen, Namens Ekkart († 973) giebt eine Uebersetzung aus damals vorhandenen deutschen Sagen. — Von deutschen Heldenbüchern spricht ein Schriftsteller um's Jahr 1000. Die Lyrik hatte noch ein schlimmeres Schicksal. —

Deutsche Trink- und Minnelieder, so wie Spottgedichte werden erwähnt, sind aber für immer verloren gegangen. Im Jahr 789 wurde es den Nonnen auf's strengste untersagt, Liebeslieder (Minnelieder) abzuschreiben, oder sie andern Nonnen zuzuschicken.

Reichhaltiger fließen in diesem Zeitraum die nordischen und angelsächsischen Quellen. Vielfach sind die Lieder der Edda, die aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhunderte stammen, und die den Geist des Heidenthums in ungebrochener Stärke wiedertönen.

Eben so frisch und national sind die angelsächsischen Heldenbilder, so das schöne Lied vom

König Aethelstan und besonders das Lied von Beowulf, im achten und neunten Jahrhundert verfaßt, zuletzt herausgegeben von Thorkelin unter dem lächerlichen Titel: de Danorum rebus gestis, Copenh. 1815, mit einer fehlerhaften lateinischen Uebersetzung. — Alfred. — Die Form der Alliteration dauerte bei Scandinaviern und Angelsachsen noch bis in's zehnte, ja elfte Jahrhundert fort, bis auch hier die Reime eindrangen.

Carl der Große.

Die Sagen von Carl dem Großen stammen nicht aus dieser, sondern der nächstfolgenden Periode. Es sind Nachbildungen nord-französischer Werke, von denen in der Folge die Rede seyn wird. Hier aber nur die Bemerkung, daß diese Gedichte unter der Größe Carls des Großen geblieben sind. Sein Feldherr Roland und die unglückliche Schlacht bei Ronceval spielen die Hauptrollen. Doch ist auch die Schilderung, wie

Carl der Große mit seinen Franken in die Lombardei einzieht, so übertrieben sie ist, nicht ohne Reiz. Desiderius auf dem Thurm von Pavia.

Zu dieser Zeit besuchte Carl die Stadt Rom, stieg in die Gruft des Apostels Petrus und schloß lebenslängliche Freundschaft mit dem Papst (Hadrian II.), dem er die Schenkung seines Vaters bestätigte; wofür er Patricier von Rom und später Carolus Augustus von Gottes Gnaden römischer Kaiser wurde. (In früheren Urkunden heißt er: Se. Excellenz, Carl, König der Franken und Patricier von Rom.)

Carl gehörte zu den Giganten der Geschichte, die einsam mit ihren Häuptern über dem Strom der Jahrhunderte stehen und sich einander die Hand reichen. Alexander, Cäsar, Carl der Große, Napoleon — Peter der Große kaum; er gleicht mehr einem ungeheuren mechanischen Hebel, als einem geistigen.

In Carl ist nichts französisches, kein späterer, französischer König sieht ihm im entferntesten ähn=

lich; dagegen Barbarossa, Friedrich II., Heinrich IV., Carl V. ihm doch wenigstens bis an die Achsel kommen. Dies ist der Trost in der deutschen Geschichte, im Vergleich mit der französischen, daß sich das Auge doch an einigen riesigen Naturen weiden kann. —

Die Karolinger.

Ludwig das Kind († 911) hatte viel zu leiden von den Einfällen der Normannen. Ihre Dreistigkeit. Schifffahrt auf dem Rhein bis nach Worms. Ihre Niederlage 883 durch den fränkischen König Ludwig, Sohn von Ludwig dem Stammler.

Das Ludwigslied,

bearbeitet zuletzt von Dozen und Lachmann. Das schönste unter allen durch Kühnheit des Ausdrucks, obgleich in seiner Freiheit gestört durch die christliche Fassung.

(Vorlesung der vorzüglichen Strophen.)

Zwei Jahrhunderte später als das Ludwigslied (881) ward der Hymnus auf den heiligen Hanno gedichtet, ein Gedicht, das man den treusten Spiegel der Zeit nennen kann, indem darin alle Elemente derselben als verschmolzen erscheinen. Das Poetische darin ist heidnischer Natur, kriegerische Begeisterung aus der Heldenzeit der Nation, wo die deutschen Stämme gewappnet in der Welt umherzogen. Dagegen ist die Anlage des Ganzen gelehrt und zeugt von der Lesung der lateinischen Schriftsteller, besonders der Geschichtschreiber; der Ton und die Färbung ist mönchisch-christlich, und ich zweifle nicht daran, daß der Verfasser (uns unbekannt) Mönch in irgend einem deutschen Kloster war.

Der Bischof Hanno von Cöln (Nebenbuhler des Adelbert von Bremen) starb 1075; man kann das Gedicht in's Jahr 1100 setzen.

Opitz hat es zuerst entdeckt und herausgegeben; der Text ist sehr verdorben. Die neuste Ausgabe ist von Goldmann 1816.

Das Ganze hat einen ziemlich bedeutenden Umfang, es besteht aus 49 Stophen.

Plan desselben. Vorlesung im Auszug.

Das Ludwigslied und der Hymnus auf den heiligen Hanno sind die beiden einzigen poetischen Werke aus dieser Periode, die frei erfunden und nicht übersetzt sind.

Wir kommen nun zu den theils poetischen, theils prosaischen Uebersetzungen, die größtentheils nur von Seiten der Sprache, grammatisch und lexikographisch Werth haben. Sie sind die Produkte der unter Carl dem Großen begonnenen christlichen und wissenschaftlichen Bildung der Klöster, wie der Dom- und Klosterschulen. Die Dom- und Klosterschulen erheben sich zuerst in Frankreich. Nach dem Vorbilde der Schule von Tours, welcher Alkuin vorstand, ward 813 die Klosterschule zu Fulda eingerichtet, durch Rhabanus Maurus. Mit Mönchen aus Fulda wurden

mittel= und unmittelbar die andern berühmten Klosterschulen in Deutschland besetzt; (die berühmtesten sind Hirschau, Sanct Gallen, Reichenau, Weißenburg (Westobrua) und Korwey.) — Unter den ersten sächsischen Kaisern kamen auch die Dom= und Stiftsschulen zu den Klosterschulen hinzu und wurden Hauptsitze der deutschen Gelehrsamkeit; Cöln, Bremen, Hildesheim, Paderborn, Trier und das Niederländische Lüttich und Utrecht. Als aber die Geistlichkeit reich und unter Heinrich IV. (Gregorius VII.) von Kaiser und Reich unabhängig wurde, hörte der Fleiß auf und Dom= und Klosterschulen verfielen. — Aus der Blüthe der geistlichen Bildung gingen hervor die deutschen Chronikenschreiber Witekind († 1004) von Korwey (ziemlich besonnen), Dietmar von Merseburg († 1018) (albern, abergläubisch), vorzüglich Lambert von Aschaffenburg, dazu die poetische Aebtissin von Gandersheim, de gestis Ottonum in lateinischen Hexametern und christlich=lateinische Komö=

dien, wodurch sie den heidnischen Terentius zu verdrängen suchte. (980.)

Bezeichnen wir nun einige der bedeutendsten deutschen Uebersetzungarbeiten aus dieser Epoche, die aus den Klöstern hervorgegangen sind.

Die umfangreichsten sind die sogenannten Evangelienharmonien, denen uns drei aufbewahrt sind, zwei poetische und eine in Prosa.

1) Letztere ist die älteste, sie ist eine Uebersetzung von Tatiani evangeliorum harmonia. Der Verfasser ist unbekannt; Zeit: Mitte des neunten Jahrhunderts. Im Schilterschen Thesaurus. Eine der ansehnlichsten und reichhaltigsten Sprachquellen. Sie ist hochdeutsch und sehr gut und fließend gerathen.

2) Die zweite ist in niedersächsischer Sprache und zwar in Alliterationsversen, aus dem Zeitalter Ludwigs des Frommen, der einem berühmten sächsischen Dichter die Ausführung übertragen hatte. Für die niedersächsische Sprache das wichtigste Denkmal, von dem aber bisher nur Bruch-

stücke gedruckt sind. Der Ausdruck ist an Stellen kühn und großartig, es erregt Wehmuth, daß ein solches Talent zu einer unfreien Schöpfung sich herabließ.

(Vorlesung einer übersetzten Stelle.)

3) Die dritte Evangelienharmonie ist in oberdeutscher Sprache von Ottfried, Schüler des Rhabanus Maurus, aus dem Kloster Weißenburg im Elsaß; die Uebersetzung fällt zwischen 860 und 70. Abgedruckt in Schilter und Scherz. Eine neu angekündigte Ausgabe von Graff ist nicht zu Stande gekommen.

Nächst Ottfrieds gereimter Evangelienharmonie ist, ebenfalls in fränkischer Sprache die poetische Uebersetzung der Psalmen durch Notker merkwürdig. Notker hießen mehrere kenntnißreiche Mönche in Sanct Gallen, der Verfasser der Psalmenübersetzung wird durch den Zusatz Labes unterschieden, † 1022 als Benedictiner-Mönch zu Sanct Gallen. Die Notkersche Handschrift zu Sanct Gallen unterscheidet sich von an-

dern damaligen, früheren und späteren Handschriften durch das Accentuationssystem, das von Anfang bis zu Ende hindurchgeführt ist; es hat zwei Accente, den Akutus und Gravis, die er durch ein Zeichen ausdrückt, dann den Circumflex, wodurch er lange Sylben bezeichnet — diese scheinen sämmtlich aus Verdoppelung entsprungen zu seyn z. B. vân für vahan, hât für habet u. s. w.

Vermuthlich hat Notker außer der sehr schätzbaren Uebersetzung der Psalmen, noch manche andere, besonders weltlicher Bücher veranstaltet, die gegenwärtig zu St. Gallen aufbewahrt werden. So des Boethius Trostbuch, des Aristoteles Organon u. s. w.

(Vorlesung des Vaterunsers, bei Ottfried und Notker, 150 Jahre später.)

Ein 50 Jahr später als Notker bearbeitete der Abt Willeram das hohe Lied paraphrastisch. Willeram war Abt zu Ebersberg in Baiern und † 1085. Im Jahre 1827 erschien

von dieser Paraphrase ein Auszug mit Wörterbuch von H. Hoffmann.

Den Kreis dieser Denkmäler schließe ich mit Erwähnung der Glossensammlungen und der reda umbe diu tier.

Letzteres ist ein kleiner physiologus, oder bestiarius aus dem elften Jahrhundert. Es werden darin verschiedene Thiere beschrieben und ihnen eine christlich-mystische Bedeutung zugelegt. Aehnliche Thierdeutungen finden sich auch bei den Minnesängern wieder.

Die Glossensammlungen sind deutsche Glossarien zu lateinisch-geistlichen Schriften. Sie sind benannt theils nach ihren Verfassern (glossae Rhabani Mauri), theils nach dem Ort, wo die Handschriften sich finden (glossae castellanae), theils nach neueren Herausgebern (glossae Junianae). Der Werth des schilterschen Glossariums besteht hauptsächlich in der fleißigen Benutzung dieser Glossen.

Zum Schluß der ganzen Periode mag ein Auszug aus der sogenannten Kaiser-Chronik dienen, welche eben zwischen Schluß und Anfang dieser und der folgenden fällt, als gereimte Mönchs-Chronik aber noch ganz dieser angehört.

Sie ist erst seit einigen Decennien entdeckt, fängt natürlich an von Erschaffung der Welt und schließt mit König Liuthar (Loth. II., es muß nicht heißen Luitprand, sondern Liutprand, nicht Luitgard, sondern Liutgard). Sie ist ohne Zweifel kurz nach dem Tode des Kaisers geschrieben. (Lothar II. † 1137.)

In den einengenden Mauern des gebundenen klösterlichen Lebens nahm, wie leicht zu erachten, die deutsche Verskunst eine rauhe und unfreundliche Gestalt an; wie denn überhaupt das elfte und zwölfte Jahrhundert als barbarisch sehr verrufen sind; was die poetische Literatur betrifft, so kann man wenig darüber sagen, da fast nichts aus diesem Zeitraum übrig geblieben, mit Ausnahme der Kaiser-Chronik. Karls und seiner Nachfolger

Unterrichtsanstalten wurden vernachlässigt, die Elemente der historischen Kenntnisse lösten sich auf in den Klöstern zu dem abenteuerlichsten Chaos. Wie ganz anders gestaltete sich hier die Poesie der Geschichte, als in den Liedern des Volkes, indem bloße Fiction und Willkühr die Stelle der poetischen Nothwendigkeit vertrat.

Dies wird Ihnen klar werden aus dem, was ich aus der Kaiser-Chronik Ihnen mittheile.

(Schlegel deutsch. Mus. 2ter Bd. Kaiser-Chronik von Dozen.)

III.

Die Hohenstaufen.

Beginn des Mittelalters und der mitteldeutschen Literatur. Die schwäbische Mundart, die Geburtssprache der Hohenstaufen, wird die herrschende. Das Uebergewicht des Geistes, der Macht und des Glanzes tritt entschieden auf die südliche Hälfte Deutschlands. Unter sächsischen Kaisern hätte die nördliche Hälfte dieses Uebergewicht errungen, und statt der schwäbischen Mundart wäre die niedersächsische die herrschende geworden. In mancher Hinsicht kann man bedauern, daß beides nicht geschehen. Das Hauptziel der Hohenstaufen war Herrschaft in Italien, welches den Norddeutschen, wie man an Heinrich dem Löwen sieht, ferner aus dem Wege lag. Die

Hohenstaufen suchten ihre Herrschaft in Deutschland, wie in Italien, zu befestigen durch Einführung des römischen Rechts, worauf ein norddeutscher Kaiser nicht gefallen wäre. Die Einbuße an höfischer Poesie hätte der Volksgeist mehr als ersetzt. —

Die Gegenstände dieser Periode sind 1) die Poesie des Adels, 2) die Poesie des Volks und 3) in Prosa die Land- und Stadtrechte, deren Sammlung wir dem Eifer von Privatpersonen verdanken. Die klösterliche Literatur ist also zurückgetreten; sie beschränkt sich auf einige Legenden und Predigten.

Adelspoesie und Volkspoesie des Mittelalters.

Diese beiden Elemente muß man sorgfältig unterscheiden. Die Blüthe beider fällt in das Ende des zwölften und in das dreizehnte Jahrhundert; also der Zeit nach sind sie — als Literatur — nicht getrennt. Desto mehr ihrem Ur-

sprunge, Werth und Charakter nach. Die Volkspoesie ist ihrem Ursprunge nach deutsch, Original, die Ritterpoesie ost- und südeuropäisch, Nachahmung. Weil letztere in romanischen Ländern entsprungen, heißt sie auch die romantische (im engeren und eigensten Sinn).

Sie erinnern sich aus dem achten Jahrhundert des deutschen Liedes von Hildebrand und Hatubrand und dessen, was wir bei dieser Gelegenheit über dies epische Fragment aus dem deutschen Sagenkreise bemerkt haben; auch der Lieder, welche Carl der Große sammeln ließ und die wir als eben diesem Kreise aus der Zeit der Völkerwanderung angehörig anerkannt haben. Leider sind uns außer dem merkwürdigen Hildebrandsliede, keine Lieder aus früherer Zeit zugekommen, sie wurden wie die homerischen Gesänge rhapsodistisch von wandernden Sängern vorgetragen und durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Erst zu der Zeit, da die deutsche Schrift allgemeiner aufkam (noch Ottfried

spricht von der Schrift, als einem Klostergeheimniß) im zwölften und hauptsächlich im dreizehnten Jahrhundert, konnten die Dichtungen mehr fixirt werden. Dies war aber für die Poesie nicht nothwendig, noch einmal natürlich, denn Volkspoesie und geschichtliche Sage lieben das Wehen des Mundes und in der Regel ist der geschriebene und gedruckte Buchstabe ihr Sarg. Es war also mehr ein Zufall als innere Nothwendigkeit, wenn das Nibelungenlied, wie es im zwölften Jahrhundert im Herzen und auf den Lippen der Nation lebte, für uns durch Schrift sich erhielt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß von so vielen deutschen Nationalgedichten, deren Existenz in jener Zeit erwiesen werden kann, nur so wenige auf uns gekommen, während fast alle Producte der Ritterpoesie, selbst die unbedeutendsten, oft in zahlreichen Handschriften sich uns erhalten haben.

Wir nehmen also an: es hat die deutsche Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit bis zum zwölften Jahrhundert fortgeblüht und sich immer reicher

unt anmuthiger entwickelt. Fände sich das Nibelungenlied in früheren Zeiten aufgeschrieben, so würde es wohl kürzer, unbehülflicher in Worten, dem Hildebrandsliede ähnlicher, aber vielleicht noch in größerem und strengerem Stil seyn, wie denn das Großartige bei aller Entwickelung ächter Poesie und Kunst den Anfang macht und das spätere Schöne und Anmuthige, das Reizende und Gefällige der Form selten ohne Verkürzungen der geistigen Dimensionen, ohne Nachtheil des Erhabenen und Kühnen zu Stande kommt, dieses selbst aber das Anmuthige, und Schöne, in der Folgezeit immer anmuthiger und schöner werden will und daher zuletzt seinen ursprünglichen Charakter völlig einbüßt und in's Schönliche und Manierirte ausfällt. Extensiv war das gesungene Nibelungenlied gewiß nicht so bedeutend, als das geschriebene, das alle Partien desselben zu einer Einheit verarbeitete und manches einflocht, was vielleicht ursprünglich nicht in den Kreis desselben gehörte. Intensiv aber mag das gesungene Ni-

belungenlied noch bedeutender gewesen seyn, trotz der Bildung, welche der unsterbliche Sammler und Formengeber desselben, vor dem Volk voraus hatte. Denn es ist die Bildung des Deutschen leider zu keiner Zeit eine nationale gewesen, sondern eine fremde, anfangs eine lateinische, später eine romanische. So entstand die Spaltung zwischen dem gebildeten Einzelnen und der großen Volksmenge, zwischen dem fremden Wissen und der heimischen Kraft, der Gelehrsamkeit und dem Volkswitze, den unnationalen Formen und dem vaterländischen Charakter, eine Spaltung, die den Nibelungendichter nur einen Fuß breit, unsere Dichter schon unabreichbar vom Volke trennte, da sie mit der Zeit immer weiter klüftete, das Volk sich selbst überlassen blieb und der Gebildete sich durch die Kenntnisse und Anschauungen der ganzen Welt bereicherte. Diejenigen, welchen die geistige Bildung des Volkes zunächst oblag, die Priester, holten aus den meistgetrübten Quellen der Vorzeit ihre Gelehrsamkeit und eine Sammelei

von Kenntnissen, die dem Volk nichts nutzten. Daher ist es auch gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Geschichte entwickelt hat, lateinisch und nach lateinischen Vorbildern wurde sie behandelt, weder kritisch noch poetisch; einer copirte noch dazu den andern und man findet oft dieselben Worte bei vier bis fünf Chronikenschreibern wieder. Erfreulich ist es aber, sagen zu können, daß die besten Chroniken, die erst mit dem vierzehnten Jahrhundert anfangen, Städte-Chroniken *) sind, ferner daß der deutsche Volksgeist, wo er ungetrübt und aus frischer Quelle sich äußerte, wie in der Baukunst und späteren Malerei, die allerherrlichsten Werke schuf.

Ueberhaupt auf alles, was nicht gelehrt, was nur reiner Abdruck des Menschlichen war, fiel in Deutschland der Schimmer der Poesie. Wie Ludwig der Fromme die Volkslieder verachtete,

---

*) Die vorzüglichste ist die Chronik von Speier.

bekannte er nicht allein seinen undeutschen und unkräftigen Sinn, sondern auch seine Ahnungslosigkeit des wahren Schönen.

In den Städten fand zum Glücke die Freiheit und die Poesie Zuflucht vor der einreißenden Barbarei.

So tödtend die Berührung der Gelehrsamkeit und Bildung eines ausgestorbenen Volks auf den Geist eines lebendigen wirkt, so erfrischend kann die Berührung eines lebendigen auf ein lebendiges seyn. Dies war der Fall, als Deutschland mit dem Orient bekannt wurde. Vielfach waren die Einwirkungen dieses Ereignisses auf Leben, Sitte und Bildung der Deutschen, wie besonders Heeren dies in seiner bekannten Preisschrift, „Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge," vortrefflich ausgeführt hat. Fremder Luxus wurde in den Städten und an Höfen eingeführt, Indien gab seidne Kleider, Edelsteine, Perlen, Spezereien, Asiens edle Früchte wurden einheimisch und eine große Heerstraße mit allen Herrlichkeiten des

Orients beladen zog sich, wie ein reich gesticktes Band durch Deutschland hin. Die Bekanntschaft mit Griechenland, die Freiheit, Ausbildung und Bereicherung des Geistes, die Reisen und Kriegszüge gaben, bewirkten eine außerordentliche Umwälzung des Lebens. Bisher gab es fast nur Edle und Leibeigene, *) jetzt gab es auch Bürger, die durch Freiheit, Kraft, Reichthümer und Künste, dem Adel gegenüber, ein stolzes Selbstgefühl sich gebildet hatten. Es ist merkwürdig, wie die Kreuzzüge, die anfangs die Hierarchie und das Feudalsystem auf die höchste Spitze trieben, eben das republikanische Princip erzeugten, durch welches Hierarchie und Feudalsystem zu Grunde gingen.

Wie nun das Leben allezeit von der Poesie begleitet wird, so mußte auch dies Eingreifen einer neuen Zeit ihre Saiten berühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Wiederschein

*) Weil die Freien zu Leibeigenen herabgesunken waren.

dieses Lebens war und die zum Theil noch in diese, zum Theil schon in die andere Periode der deutschen Literatur fällt. Lust, Anmuth, Scherz und aller satirische Uebermuth, den Reichthum und ein sorgenfreies Leben giebt, sind ihre charakteristischen Kennzeichen. Wenn diese Poesie vom vierzehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert nicht so groß und weltumfassend war, wie die der epischen Zeiten, so wird doch niemand die heimische Fröhlichkeit und das mehr beschränkte häusliche Wesen ohne Ergötzen betrachten können.

So wäre mit kurzen Zügen das Wesen, die Entstehung und Fortbildung der deutschen, das heißt, aus deutschem Geist entsprungenen, volksthümlichen Poesie angedeutet. Machen wir denselben Versuch über das Wesen, die Entstehung und Fortbildung der romantischen oder ritterlichen Poesie.

Die romantische Poesie ist eine besondere Erscheinung in jener Zeit, die weder direct in

das Wesen der deutschen Poesie eingreift, und noch weniger aus ihr hervorgeht.

Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf und aus allen Winkeln Europa's zogen die kreuzgestickten Mäntel nach dem gelobten Lande. Gleiches Streben, gleiches Leben, gleiche Gefahren verknüpften damals die verschiedenen Völker des christlichen Glaubens. Deutsche wurden mit Franzosen, mit Welschen bekannt, wie man damals alle südlichen Völker nannte, die lebhaft, mittheilend wie diese waren, und so konnte es nicht fehlen, daß die Deutschen bald sich ihre Sprache und Poesie aneigneten. Man weiß, daß sie ihre Troubadours auf Feldzügen mit sich nahmen und diese, wie sie selbst, sangen Liebeslieder und übten die gaya cientia, die fröhliche Wissenschaft, wie sie ihre Kunst nannten. Sodann lebten damals viele französische Dichter, welche die romanischen Nationalsagen von Carl dem Großen, Roland, der Schlacht von Ronceval, und ebenfalls die

englischen vom König Artur und der Tafelrunde, vermischt mit Mährchen und Zaubereien des Orients in Verse brachten und aufschrieben.

Alle diese Poesien verbreiteten sich in kurzer Zeit in Deutschland, Italien, ja selbst bis nach Irland. Schon damals verleugneten die Deutschen ihren heutigen Charakter nicht: sie waren am fleißigsten, was sich aufbringen ließ von fremden Gedichten, das wurde übersetzt und selbst die mittelmäßigen und schlechten wurden nicht verschmäht. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt und hierin wurden ihre Vorgänger gewiß übertroffen, bei dem tieferen Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie so recht gewurzelt hat. Die deutsche Gründlichkeit durfte nicht fehlen und so thaten sich viele Dichter zusammen, Regeln zu bestimmen über Form und Manier, bei denen man festhielt und die immer künstlicher erweitert wurden.

So entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft Gebil-

deter, Adeliger, Ritter, zu denen sich auch wohl Fürsten gesellten, weil es eine Ehre war, solch' adlige Kunst zu treiben. Diese Poesie war es, die man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu allererst aus bestäubten Pergamenten hervorgrub (die meisten sind Prachtexemplare reicher und vornehmer Herren), welche man für die einzige des Mittelalters hielt und wonach man den Werth der deutschen Poesie berechnete.

Fragen wir nun, wie sie sich zur deutschen Nationaldichtung verhielt? Einiges vorauf.

Kunstpoesie, d. h. mit Bewußtseyn und Absicht gedichtete, ist, ihrer Idee nach, eben so nothwendig und zulässig, als Naturpoesie; denn wenn die Kunstpoesie ächt ist, so setzt sie die Naturpoesie fort, das heißt, wo diese untergeht, bildet sie den Ersatz derselben. So ist Hans Sachs ein Kunstdichter und Nationaldichter zugleich, und wer wollte den Kunstdichtungen Goethe's die deutsche Natur und Grundader absprechen? Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des

Stoffes; die Individualität des Dichters steigert sich zur Individualität der Nation. Wo dies Verhältniß aber nicht die rechte Mischung hat, entsteht mehr oder weniger Manier, Trennung des Natürlichen vom Poetischen und Unvermögen des Volkes, dergleichen zu verstehen und zu genießen.

So war es im Mittelalter. Abgesehen, daß diese romantische Kunstpoesie überflüssiger war, da die Volkspoesie noch in der Blüthe stand, so war dieselbe auch unter dem Charakter der ächten Kunstpoesie concipirt, lag außer dem Geiste der Nation und verlor sich in Manier. Es war die Poesie einer gewissen Classe. Zum Volke gelangten die adligen Pergamente nicht und im Volke fand der Gesang der Höfe kein Echo. Diese Minnelieder mit ihrer verfeinerten Sentimentalität waren nicht die Liebeslieder des Volkes, und diese epischen Rittergedichte waren nicht einmal von ihren Verfassern auf Vortrag im Gesang, sondern nur zum Vorlesen und einsamen Lesen berechnet.

Vielmehr standen sie in reinem Gegensatze

zur Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dietrich von Bern und den andern großen Helden, wie z. B. die Chronik von Quedlinburg aus dem zwölften Jahrhundert erwähnt, indem sie sagt: hic est Theodoricus ille, de quo cantabant rustici und Jacob Twinger von Königshofen sagt in seiner elsassischen Chronik vom Jahre 1386: „Dietrich von Bern, von dem die Geburen so viel singent und sagent;" und noch Aventin in der bairischen Chronik aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts berichtet: „man findet nit bald einen alten König, der dem gemeinen Mann bei uns so bekannt sey, als Dietrich von Bern." —

Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abweichen, als die Volkspoesie und die Ritterpoesie. Jene war ein großes, allumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, Kämpfe der Männer, Untergang ganzer Nationen, herab bis zum häuslichen Leben der Helden, zu den Weibern, die sich Träume erzählen, zu den

Müttern, die ihre Töchter warnen, zu den Gesprächen eines Koches mit dem Fürsten, alles episch vollständig, nichts klein und nichts groß, wie in der Iliade. Und welch ein Geist der Unschuld, der alles so nackt und ohne Erröthen sagt und schildert, als ob ein Kind Thatsachen berichtete, von denen es Augenzeuge war. So Brunhildens Bezwingung durch Siegfried, so, wenn der alte Hildebrand Chrimhildens Küsse abweist und unwillig ausruft: das Hurenwerk laßt seyn!

Wie ganz anders die Ritterpoesie; das Leben nicht in dem strengen heiligen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als ein reizendes Spiel anlockender Abenteuer, die nur durch übermenschliche Tapferkeit bestanden werden. Dazwischen die Liebe heiß und üppig, die Treue nur, wie in Tristan und Isolde, als Bezauberung im phantastischen Gewande; nirgends will den Frauen der Mantel der Treue so recht passen. Das ist der an sich anmuthige und poetische, aber tief unter jener Großheit stehende Charakter der romantischen Dichtung.

Die Poesie spricht einfach und klar, jedem verständlich und eindringlich zum Gemüth; aber wo sie nicht im Grunde waltet, da redet der Dichter verwirrt und ängstlich und sucht überall nach einer Stütze. Die romantischen oder ritterlichen Dichter holten ihre Materialien von allen Seiten herbei und ihrer Poesie mangelt es daher an reinem Gusse, an innerer Nothwendigkeit. Zuerst wird das Leben Jesu erzählt und die damalige Theologie entwickelt, (am schönsten in die Geschichte eingeflochten geschieht dies im Titurel des Gottfried von Straßburg) dann kommen Nachrichten, auf welchem Wege der Dichter zu der Aventiure gelangt, darauf vom Dichter selbst und seinen Genossen, wie von ihren und seinen übrigen Werken, endlich wird die Begebenheit eingeleitet durch Lobpreisung der süßen Minne. In der Erzählung selbst treten die Gestalten nur selten in bestimmten Umrissen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abschweifung wird mit Freuden ergriffen und es scheint eine gewisse Aengstlichkeit

des Dichters hindurch, die Sache genau anzugreifen und sie allein im Auge zu behalten. Die Wörter gleiten an der Sache weg und nicht oft trifft eins den rechten Fleck. Und obwohl Einiges sich über diesen Charakter erhebt, so ist doch nichts in keiner Hinsicht mit dem Nibelungenliede zu vergleichen.

Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, der im Mittelalter als Unterschied zwischen Volks- und Ritterpoesie entsprang, dehnte sich in immer tieferem Risse aus und nur in Liedern aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zeigt sich wieder einige Annäherung und Verbindung. Es wird vom vierzehnten bis fast zum siebzehnten Jahrhundert recht klar, wie beide weit entfernt neben einander herlaufen, der eine lebendig und flüssig, der andere verhärtet in den ungelenken Formen der späteren Meistersängerei, allegorisch ausstaffirt, Zettel mit kalten Moralsprüchen im Munde und nicht an lebendigen Tänzen, sondern an Todtentänzen sich erfreuend.

Das Lied der Nibelungen.

Es ist der nationale und dichterische Werth der Volkspoesie und insbesondere der Nibelungen, im Gegensatze zu den romantischen Ritterdichtungen, auseinander gesetzt worden.

Es handelt sich nun um die beste Art, Ihnen die Bedeutung und die Schönheiten dieses Gedichtes klar und anschaulich zu machen. Ich wähle dazu folgenden Weg; erst werde ich Ihnen den detaillirten Inhalt des Gedichtes, Abenteuer für Abenteuer (es sind deren 39) mittheilen; dann werde ich einige naheliegende Betrachtungen über diesen Inhalt anstellen und zwar hauptsächlich 1) über das Geschichtliche der Nibelungen, 2) über den Zusammenhang der nordischen und deutschen Sagen aus dem Kreise der Nibelungen und 3) über den etwaigen symbolischen Kern des Gedichtes — eine Frage, die erst in neuester Zeit erhoben und noch gegenwärtig von deutschen und nordischen Sprachgelehrten lebhaft behandelt wird.

Darauf werde ich ihnen einige Abenteuer der Nibelungen, theils in der Grundsprache, theils in Uebersetzung vorlesen und ihnen auf diese Weise den eigenthümlichen poetischen Hauch unserer Ilias fühlbar machen.

Aeußere Schicksale des Gedichtes.
(A. W. Schlegel im D. M.)

Leider sind die Nibelungen bis jetzt fast nur noch in den Händen deutscher Sprachgelehrten. Es bestätigt sich daran die Erfahrung, wie schwer es hält, daß eine dichterische Ueberlieferung, ausgestorbene Sagen der Vorzeit enthaltend, hindurchdringt zu allgemeiner und lebendiger Theilnahme.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist jetzt verflossen, seit Bodmer es wieder entdeckte und die zweite Hälfte desselben unter dem Namen: Chrimhildens Rache herausgab. (1757. Manuscript zu Hohenems, zu St. Gallen und zu München.)

Sie blieb unbeachtet, nicht allein vom Volk und den Gebildeten, sondern von Männern, wie Klopstock. — (Dessen Gelehrtenrepublik — Oden — Hermanns Tod — Barditen.) Lessing hatte Chrimhildens Rache gelesen, aber nur mit Rücksicht auf die Sprache.

Herder, der die Volksgesänge aller Himmelstriche sammelte und würdigte, ließ nichts von den Nibelungen verlauten.

Auch die Erneuerer des Volksgesetzes, Bürger, Goethe haben die Nibelungen nicht begrüßt, obwohl letzterer Hans Sachs wieder zu Ehren brachte.

So viel von der ersten Aufnahme bei Erscheinung des Werkes. Es ist wahr, daß Bodmer, der überhaupt den Geist der Nibelungen durchaus nicht ahnte, den großen Fehler gemacht hatte, nur einen Theil derselben herauszugeben. Als er sah, daß dieser in der Ursprache wenig Aufmerksamkeit erregte, schrieb er dies dem Nichtverstehenkönnen zu und lieferte eine Uebersetzung

in Herametern. Sulzer in d. Bibl. d. sch. Wiss. that sein Möglichstes, um Bodmer's herametrische Nibelungen herauszustreichen, aber ohne Erfolg.

So blieb der Stand der Sache bis zum Jahr 1782, wo das ganze Lied der Nibelungen im Druck erschien. Der Herausgeber war ein gewisser Müller, der unter Bodmer's Rath und Aufsicht arbeitete und ihm die Handschrift verdankte. Er war aber dem Zwecke durchaus nicht gewachsen. — Gleich auf dem Titel heißt es: ein Rittergedicht aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert! und in der Vorrede sagt er: ich kenne weder den Autor, noch die von ihm aufgeführten Personen, die doch nicht ganz erdichtet scheinen. Er kannte also weder Attila noch Dietrich. Auch war die Ausgabe höchst unkritisch und voll von Druckfehlern.

Bald nach Erscheinung des Gedichtes ließ sich Joh. v. Müller darüber aus; in den Göt-

tinger Anzeigen, wie in den Schweizerschriften. In letzteren sagt er: es kann eine nordische Ilias werden.

Müllers Worte machten wenigen Eindruck. Die erste wirkliche Erregung ging von der romantischen Schule aus. Tieck übernahm eine Bearbeitung, die er aber später liegen ließ, er wollte gewisse Lücken der Müllerschen Ausgabe durch scandinavische Sagen ersetzen; allein später fand sich, bei Vergleichung der Handschriften, die organische Vollständigkeit des Gedichts. A. W. Schlegel hielt 1804 in Berlin Vorlesungen über die deutsche Literatur und das Nibelungenlied, er las ein Abenteuer vor, von der Hagen war zugegen und wurde dadurch angeregt zu einer Uebersetzung und dann zu einer kritischen Ausgabe der Nibelungen, die 1810 erschien; davon die dritte Auflage mit den Lesarten aller Handschriften, Einleitung und Wörterbuch 1820 herauskam. Darauf haben Zeune, Büsching, Lachmann, Mano und Andere

zu verschiedenen Zeiten Ausgaben der Nibelungen ans Licht gestellt, und Karl Simrock eine neue Uebersetzung herausgegeben, die im Jahr 1827 in zwei Bänden herauskam. Ziemlich stark ist auch die Anzahl der erläuternden Schriften über die Nibelungen, die letzte ist von Rosenkranz 1827.

Bei alle dem gehört das Lied nur einem gewissen Kreise an und es ist mehr eine Zufälligkeit, daß Dieser und Jener die Bekanntschaft desselben macht. Kann es nicht Volksbuch werden, so ist seine Wiederentdeckung vergeblich gewesen; Allen oder Niemand muß es angehören. Besser als durch eine neue Ausgabe derselben, oder durch eine neue Schrift darüber, scheint mir daher derjenige sich verdient zu machen, der sie auch nur auf einer einzigen Schule einführt. Es giebt künftige Schulmänner unter Ihnen; erwerben Sie sich dieses Verdienst.

Vorlesung des Inhalts der Nibelungen.

Alter der gegenwärtigen Recension.

Das Nibelungenlied in der jetzigen Gestalt ist gerade 600 Jahre alt; dies wissen wir mit vollkommner Gewißheit. Es kann nicht früher, als in den letzten Jahren des zwölften, nicht später, als im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt seyn.

Nicht früher und dies erhellt zunächst aus der Sprache und dem Versbau, besonders aus letzterem. Die Reime sind genau und fallen auf die betonten Silben, jede Zeile hat in der Mitte ihren Einschnitt, wodurch sie in zwei Halbzeilen aufgelöst wird, die Zeilen sind in Strophen abgetheilt, wovon vier auf jede Strophe kommen und zwar so, daß die letzte Halbzeile für gewöhnlich einen Fuß oder Accent mehr enthält. Jede Halbzeile besteht aus drei Accenten, die ganze also aus sechs. Der Rythmus ist wechselnd und fühlbar. Solcher Versvollkommenheiten können sich frühere Gedichte nicht berühmen. Auch über

die gleichzeitigen Rittergedichte behauptet das Lied in dieser Hinsicht den Vorrang. Einzige Ausnahme der Titurel.

Der unwiderlegliche Beweis aber, daß die Nibelungen nicht älter seyn können, als gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, ist der Umstand, daß der Stadt Wien darin erwähnt wird, und zwar als einer bedeutenden Stadt, als der Hauptstadt von Oesterreich. Dies wurde Wien erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts.

Der Beweis, daß die Nibelungen auch nicht jünger, als etwa des ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, liegt theils in der Beschaffenheit der drei Handschriften, besonders aber in der Erwähnung des Liedes von Zeitgenossen. Wolfram von Eschenbach spielt unzweideutig darauf an im Parzival und Titurel; und Parzival ist noch bei Lebzeiten des Landgrafen Herrmann von Thüringen geschrieben, der 1215 starb.

Frühere Bearbeitungen des Liedes.

Wir setzen immer voraus, daß die Nibelungen in jetziger Gestalt nur die neueste Bearbeitung enthält. Die Beweise dafür sind innere und äußere, mittelbare und unmittelbare.

Der ganz entscheidende innere Beweis ist der geschichtliche Gehalt des Werkes, die Kenntniß des Attila, von den deutschen Stämmen zur Zeit der Völkerwanderung, vom burgundischen Königreich am Rhein — die Uebereinstimmung mit nordischen Sagen, die uns auf eine gemeinschaftliche Quelle des Liedes hinweisen; dann uns vorzüglich die sichtbare, deutliche Spur eines früheren großartigeren und genialeren Wurfes des ganzen Gedichts, der heidnischen Heldencharaktere, des vorritterlichen und vorromantischen Grundes, im Gegensatze zu einer spätern Hand, die eine christliche Hülle, wenn auch nur eine dünne und durchscheinende, darüber hingeworfen hat.

Die äußeren Beweise bestehen 1) in Erwähnung des Gedichts, in Anspielungen darauf, die bereits erwähnt worden; 2) in dem ausdrücklichen Zeugniß des Dichters, daß er nicht der Erste sey, welcher das Abenteuer besungen.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesait
Von Helden lobebären, von großer Kühnheit,
Von Freuden und Hochgeziten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Johann von Müller hat die Ansicht von einer dreifachen Bearbeitung der Nibelungen aufgestellt: einer ersten, welcher die Hauptsache und vielleicht hie und da Worte angehören, einer zweiten, welche bald nach dem zweiten Einfall der Hunnen und ihrer Niederlage geschrieben, und der dritten, welche die jetzige Bearbeitung ist.

Beurtheilung dieser Ansichten. Uebergang zu den nordischen Sagen über die Nibelungen. Verhältniß der nordischen

Poesie zur deutschen. (Eifersucht der nordischen und deutschen Gelehrten.)

Vorlesung von Jacob Grimm: über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zur nordischen.

Die Uebereinstimmung und der Unterschied der nordischen Sagen aus dem Nibelungenkreise mit den deutschen wird Ihnen erhellen durch folgende Darstellung aus der Wolsungasaga, die aus der Edda geschöpft hat, und nach dänischen Gelehrten (E. Müller) in das dreizehnte Jahrhundert fällt.

Nach der Wolsungasaga stammt Sigurd vom berühmten König Volsung, dem Odin das Schwerdt Gram gegeben. Sigurds Vater war in der Schlacht gefallen, seine schwangere Mutter ward vom Wahlplatze als Sclavin von einem dänischen Königssohn, der am Ufer landete, weggeführt und der Knabe dem Schmidt Reigin zur Erziehung übergeben. Reigin lehrte ihn die Künste der

Zeit, Schachspiel, Runenschrift und mancherlei Sprachen. Er reizte ihn auch den König, der sein Stiefvater geworden war, um die geraubten Schätze seines Vaters zu bitten. Sigurd bat ihn um ein Roß, der König ließ ihn auf der Weide auswählen und Odin half ihm das Roß Grane aufzufinden, das von Reigners Geschlecht war. Reigin verlangte darauf, er solle Fofners Gold suchen und auf die Frage, was das für ein Gold sey, erzählte er ihm folgende Geschichte:

Mein Vater Hreidmar hatte drei Söhne, Fofner, Ottur und Reigin. Ottur konnte sich in eine Otter verwandeln, und in dieser Gestalt pflegte er Fische zu fangen in einem Wasserfall der Nachbarschaft. Da saß er gerade mit einem Lachs, als Odin, Loke und Häner daher kamen, Loke nahm einen Stein und schlug ihn todt. Die Asen zogen der Otter das Fell ab und kamen wohl zufrieden mit ihrem Fang nach meines Vaters (Hreidmar's) Wohnung. Hier aber wurden sie ergriffen und mußten sich mit so vielem Golde

abkaufen, daß es den Otterbalg ausfüllen und zugleich bedecken konnte. Um Gold zu erhalten, lieh sich Loke einer Meergöttin Netz, warf es in jenen Wasserfall und fing damit den Zwerg Andver, der in Hechtsgestalt dort nach Fischen jagte. Der Zwerg mußte sich mit all seinem Golde loskaufen, aber da Loke ihm auch noch seinen letzten Goldring nahm, weißagte der Zwerg, der Ring solle seinem jedesmaligen Besitzer den Tod bringen. (Wir werden später sehen, daß dieser Fluch in Erfüllung geht, alle, die ihn ansteckten, starben eines gewaltsamen Todes.)

Sigurd bat nun Reigin, ihm ein Schwerdt zu schmieden; dieser schmiedete zweimal, aber die Klinge hielt die Probe nicht. Da brachte ihm Sigurd das Schwerdt, das sein sterbender Vater auf dem Schlachtfeld zerbrochen und wovon er die Stücke seiner Mutter gegeben. Davon schmiedete Reigin ein Schwerdt, das die Wucht hatte, Amboße zu spalten, und schwimmende Wolle durchschneiden konnte. Mit diesem Schwerdt zog

Sigurd fort, zuerst zu seiner Mutter Bruder, der ihm seine Schicksale weissagte, dann zu Schiff mit einem auserlesenen Heer nach dem Lande, wo sein Vater erschlagen war. Des Königs Hunding's Söhne zogen Sigurd entgegen mit einem großen Heer, allein sie wurden Alle erschlagen und Sigurd zog als Sieger nach Hause.

Nun will Sigurd die Schlange Fosner tödten. Reigin führt ihn zu ihrem Lager. Ein alter Mann mit herabhängendem Bart lehrt ihn, sich vor ihrem Blut zu bewahren. Sigurd erschlägt den Drachen, Reigin, der sich während des Kampfes verborgen hatte, tritt nun zu ihm und trinkt das Blut Fosners und bittet Sigurd, mit dem Herzen zum Feuer zu gehen und es zu braten. Beim Braten nimmt dieser einen Tropfen des Herzblütes auf seine Zunge, und wunderbarerweise versteht er nun die Sprache der Vögel. Diese verrathen ihm, daß Reigin ihn betrügen und verrathen will. Sigurd kommt ihm zuvor, schlägt ihm den Kopf ab, ißt ein Stück des Herzens,

wodurch er weise wird, und hebt den Schatz (den Hort), den Fofner in der Höhle bewachte. Darauf reitet er weg mit dem Gold und dem goldenen Ringe auf Grane's Rücken.

Er zog nun die Straße südlich nach Frankenland und ritt so lange fort, bis er zu dem Hindarberge kam. Da sah er ein Licht wie Feuer zum Himmel aufflammen und eine Schildburg vor sich. Darin fand er ein Weib in voller Rüstung schlafend, welcher der Panzer angewachsen zu seyn schien. Sigurd durchschnitt den Panzer mit seinem Schwerdt, das Schildmädchen erwachte und nannte sich eine Walkyre, die durch Odins Rache in eisernen Schlaf versenkt war. Sie lehrte ihn in siebenzehn Strophen die Macht der Runen, und außerdem Lebensweisheit in verschiedenen Aussprüchen. — Darauf schworen sie sich ewige Treue und Sigurd steckte ihr seinen Ring an den Finger. Nun ritt Sigurd auf seinem Grane mit allem Golde weiter, und kam in die südlichen Rheingegenden, in das Land des Königs Giuku (Günther),

dessen Gemahlin die zauberkundige Chrimhilde war, die drei Söhne und eine Tochter Gudrune von ihm geboren hatte. Chrimhilde gewann den Helden so lieb, daß sie ihn zu ihrem Tochtermann bestimmte. Sie gab ihm daher einen Zaubertrank, wodurch er Brynhilde (die Schildjungfrau) vergaß und Gudrune heirathete. Nachdem nun Sigurd und die Giukungen (die drei Söhne des Giuku, Gunnar, Hagei und Guttorm) weit und breit über Land gefahren waren und große Thaten verübt hatten, rieth Chrimhilde ihrem Sohn Gunnar, um die Brynhilde zu werben. Diese wohnte in ihrem Jungfrauensaal (Jomfrubuur) und der war mit feuriger Lohe umringt (Wafurloga), und nur den Mann allein wollte sie nehmen, der durch die Flammen ritt. Gunnar konnte sein Roß nicht durch das Feuer bringen. Da vertauschten Sigurd und er, die Waffenbrüder, ihre Gestalt, und Sigurd ritt statt seiner auf dem Grane durch das Feuer und warb um Brynhild, als wäre er Gunnar. Sie mußte, obwohl ungerne, ihr Gelübd

halten, aber Sigurd legte sein Schwerdt zwischen sie und sich, als er drei Nächte bei ihr schlief. Darauf zog er den Ring von ihrer Hand und gab ihr einen andern. Später ward ein prächtiges Beilager gehalten, wobei der wirkliche Gunnar als Bräutigam auftrat.

Nun ereignete sich eines Tages, daß Brynhilde und Gudrune an den Rhein gingen, sich zu baden. Da Brynhilde weiter den Strom hinaufging und Gudrune sie nach der Ursache fragte, antwortete sie, weder hier, noch sonst werde ich mich Dir zur Seite stellen. Mein Vater war mächtiger, als der Deine (sie erscheint als Budli's Tochter, d. h. als Atli's Schwester), mein Mann hat größere Thaten verrichtet, er ist durch die Wafurloga geritten. Da ließ Gudrune sie erfahren, daß ihr Mann, Sigurd es war, der über das Zauberfeuer geritten, der bei ihr gelegen und ihr den Ring vom Finger gezogen, welchen sie (Gudrune) gegenwärtig trage. Brynhilde ward darüber bleich, wie eine Leiche, und redete kein Wort.

Des andern Tages stritten sich die Königinnen wieder um den Vorrang ihrer Männer, und Gudrune berief sich auf das, was da gesungen wurde: Sigurds Sieg über den Drachen ist mehr werth, als König Günthers ganzes Reich. Nun legte sich Brynhilde vor Aerger halbtodt zu Bette. Als Gunnar zu ihr kam, warf sie ihm seine und seiner Mutter Betrügerei vor und wollte Gunnar tödten; sie erfüllte die Burg mit lauten Klagen und überhäufte Sigurd mit den bittersten Vorwürfen. Der erschütterte Sigurd sagt zu ihr: Lieber, als Du sterbest, will ich Gudrune verlassen und Dich zum Weibe nehmen. „Und so schwollen seine Seiten, daß seine Panzerringe entzwei sprangen.“ Nicht will ich Dich, erwiederte Brynhilde, und auch keinen andern.

Darauf drohte die gekränkte und rachdürstige Brynhilde ihren Mann Gunnar zu verlassen, würde er nicht den Sigurd und sein Kind tödten. Der jüngste Bruder durchbohrte darauf den im Bett schlafenden Sigurd, Gudrune wehklagte,

Brynhilde lachte über ihren Jammer, ließ sich durch Gunnars Liebkosungen nicht besänftigen und erstach sich selbst, nachdem sie verordnet hatte, ihren Leichnam mit Sigurds auf demselben Scheiterhaufen zu verbrennen.

Grane neigte kummervoll sein Haupt, Gudrune jammerte, flüchtete hinaus in den Wald und kam zuletzt nach Dänemark. Chrimhilde, ihre Mutter, entdeckt sie und überredet sie, wider ihren Willen, zu einer zweiten Heirath mit König Atli: niemals lächelte Gudrune dem Atli.

Atli war begierig nach ihrer Morgengabe, dem Golde, dessen Besitzerin sie nach Sigurds Tode geworden und das in den Händen der Giukungen zurückblieb. Atli schickte einen Gesandten an die Giukungen, sie zu einem Besuch und einem großen Gastgebote einzuladen. Gudrune, die seine böse Absicht merkt, schnitzte Runen und sandte einen Ring, worein ein Wolfshaar geknüpft war. Der Gesandte schnitzte die Runen um, obwohl

vergeblich, denn der Betrug wurde entdeckt. Dennoch gingen die Giukungen in die Falle.

Atli befahl seinen Leuten, sie in der Halle anzugreifen. Als Gudrune Waffengetöse hörte, stürzte sie sich unter ihre Brüder und suchte einen Vergleich zu stiften. Da alle sich weigerten, panzerte sie sich, nahm ein Schwerdt und stritt für ihre Brüder. Dem zuletzt überwältigten Hogne (Hagen) befahl Atli das Herz auszuschneiden. Gunnar wurde mit festgebundenen Händen in einen Schlangenhof gesetzt.

Stolz über seinen Sieg spottete Atli über Gudrune. Diese, aus Rache, schneidet ihren beiden Söhnen, die sie von ihm hat, den Hals ab und setzt Blut und Fleisch als Speise vor den Vater, den sie zuletzt selbst durch Hogni's Sohn tödten läßt (Niflung). Darauf zündete sie Atli's Halle an und verbrannte den König Atli und alle seine Leute mit ihm.

Vergleichung der nordischen Sage mit der deutschen.

Vergleicht man nun diese nordische Darstellung mit der deutschen im Nibelungenliede, so sehen wir, daß gewisse Hauptbegebenheiten, wie Sigurds Ehe, sein Tod und der Untergang der Nibelungen in beiden übereinstimmen, so wie auch der Charakter Sigurds, des edlen aber unvorsichtigen Helden, beibehalten ist. Auch die Namen der Hauptpersonen sind im Wesentlichen dieselben, nur daß Chrimhilde im Nordischen als die Mutter der Giukungen, im Deutschen als die Gemahlin Siegfrieds erscheint, und die Mutter Ute ist im Deutschen eine alte gutmüthige Frau. — Brunhildens Stolz ist sowohl in der deutschen, als in der nordischen Dichtung hervorgehoben; die nordische macht Brunhilde durch ihre unglückliche Liebe zu Sigurd noch mehr zur tragischen Person. Brunhilde verschwindet in der deutschen Dichtung.

Zwiefacher Sagenstoff.

Hauptsächlich merkwürdig ist aber in der nordischen Dichtung die Bedeutsamkeit des Schatzes und des Fluches, der darauf ruht, hervorgehoben. In der deutschen weniger, denn es ist Chrimhildens Rache, welche hier den Untergang der Nibelungen nach sich zieht, dagegen im Nordischen Atli's Hab- und Herrschsucht; dies führt auf die Vermuthung, daß die Sage von Sigurd und dem Gelde mehr der nördlichen Dichtung, als dem Nibelungenliede angehöre, und daß letzteres eigentlich aus zwei großen Hauptpartieen zusammengesetzt sey, der Sage von Sigurd, dem ältesten Theil, und der Sage vom Untergang der Burgunden durch den hunnischen Atli (Attila) mit Hülfe Dieterichs (Theoderich der Große.)

Historisch ist nur das letztere zu begründen. In der lex Burgundionum werden wirklich als

burgundische Könige ein Giebich (Giuki) und ein Gudahar (Gunther), wie ein Gislahar (Gieseler) erwähnt.

Manche haben auch Siegfried als historische Person aufgeführt und ihn einen König der ripuarischen Franken genannt, der Sigebert geheißen. Allein dies ist ein Irrthum.

Ethischer Kern der Sage.

Durch die Absonderung der Nibelungen von den Burgundern (letztere hießen im Verlauf auch Nibelungen, weil sie in den Besitz des Schatzes kamen) gelangen wir auf den mythischen Kern des Gedichtes. Siegfried war ein Sohn der Wolsungen und knüpfte sein Geschlecht an die Götter, war vielleicht selbst ein alter Gott, der unter fremdem Namen auftritt. Durch die Besiegung der Nibelungen macht er sich zum Herrn des

Schatzes, der ihn später in's Verderben stürzt. Die Nibelungen, Niflungen, sind die Söhne des Nebels, nifal, niflhel, oder niflheim, des finstern Sitzes der Verstorbenen. Diesen raubt er das Gold und ist dafür der Unterwelt verfallen und er muß die strahlende Jungfrau nicht für sich, sondern für seinen Herrn, den König des Todtenreichs, erobern; und das Gold kehrt, nachdem es Verderben ausgesäet, wieder in die Tiefe des Rheins zurück.

Die Ausführung, die an dem Satze haftet, daß das Gold, obwohl begehrungswerth, doch in die Gewalt der unterirdischen Mächte bringt — erscheint hier im mythischen Gewande. Für den Hauptgedanken ist in der Sage manches Ueberflüssige, wie immer in ähnlichem Fall. Vielleicht kann man sich unter Sigurd den einäugigen nordischen Gott Baldur vorstellen, der vom blinden Hödr auf dem Mistel (Dorn) erschossen wird, und Hagano, der einäugige Mörder Siegfrieds hat

seinen Namen von Hagan, Stechdorn. Doch dieses ändert an der symbolischen Bedeutung der Nibelungensage nichts.

Professor Trautvetter in Mietau machte aus Atli den Kalk, aus Gunnar die Kohle, aus Sigurd die Salzsäure, aus Brynhild die Luftsäure, aus dem ganzen Gedicht also einen chemischen Prozeß, so daß Sigurds Ermordung das Verdampfen der Salzsäure bedeutet!! —

Sie kennen den „gehörnten Siegfried," wenigstens von Hörensagen (das Wort gehörnt steht für hörnern, gebraucht von der starken, undurchdringlichen und unverwundbaren Haut, welche Siegfried bekam, als er sich im Blute des Drachen wusch). So tief sank die Poesie der

Sage unter ihre frühere Größe, und gerade so tief steht in poetischer Hinsicht das sechszehnte, siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert unter jenen Jahrhunderten der — Barbarei.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wienbarg, Ludolf,

Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur

Hamburg 1838

H.lit.p. 402 i

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10735612-9